Maerz
1954



DER MARIENBOTE

Marianisches Jahr 1954

Das heilige Jahr 1950 sollte ein Jahr der Umkehr und Besinnung auf Jesus Christus sein, wenn Friede werden soll auf dieser vom Blut des Bruders getränkten unfriedvollen Erde.

Das Jahr 1954 hat der Heilige Vater wiederum ausgezeichnet. Er machte es zum Marianischen Jahr. Was damals begonnen, soll fortgesetzt und vollendet werden. Maria soll die ganze Menschheit zu ihrem göttlichen Sohne führen. Durch Maria zu Jesus!

Maria ist die Mutter des Herrn. Sie hat sein Fleisch von dem ihren gewoben, von ihrem Blut zu seinem gespendet. Er hat Fleisch angenommen aus Maria, der Jungfrau.

Maria ist mit ihrem Sohn seelisch auf das engste verbunden. Niemand auf Erden kennt Jesus besser als seine Mutter. Niemand ist so auf seine Gedanken und Absichten eingegangen wie sie. Maria dachte mit ihrem Sohne, freute sich mit ihm und litt mit ihm. Seine Taten, sein Werk, seine Aufgabe, seine Erfolge und Mißerfolge spielten sich noch einmal in ihrem Mutterschoße ab.

Sein Werk aber ist, daß sein Reich, das Gottesreich, zu uns komme. Er will die Menschen, er will die Erde, die ganze Erde.

Und das ist das Anliegen der Mutter, daß sein Reich das Reich ihres göttlichen Sohnes, komme zu den Menschen in der Zeit, verwirklicht werde in der Gemeinschaft der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche ihres Sohnes.

Darin liegt ihre heilsgeschichtliche Aufgabe begründet, daß sie durch ihre freie Mitwirkung der Welt den Erlöser schenkte und ihn in der Zeit weiterschenkt durch ihre einzigartige Stellung, die Gott ihr im Erlösungsplane einräumte.

Auch der Fürst dieser Welt will die Erde, will das Gegenreich aufbauen. Zu allen Zeiten ist das sein ruheloses Beginnen. Vielleicht geht heute erstmals in der Weltgeschichte der Kampf um die Herrschaft über die ganze Erde. Aber gerade im Zusammenstoß noch nicht dagewesener Mächte langt der Schöpfer neu aus nach der Erde. Das ist unsere Gnadenstunde.

Das ist aber auch wieder die Stunde Mariens: Das Reich ihres Sohnes liegt in einem großen Entscheidungskampf. Die Feinde ihres Sohnes sind ihre Feinde, seine Gefolgsmannen ihre Gefolgsmannen. Sie führt die Schlachtreihen der Getreuen Jesu an. Der Sieg kann nur bei ihr liegen.

Durch Maria zu Jesus im Marianischen Jahr 1954.

Leonhard Henkel O.M.I.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang | 15. März 1954, Battleford, Sask. | Nr. 6

Dies und Das

Das Kreuz Der ergreifendste Blick der Liebe, den die Erde je gesehen, war wohl jener, den der sterbende Heiland auf Seine beim Kreuz stehende Mutter richtete. Seit zweitausend Jahren versuchen die Allerbesten der christlichen Denker und Heiligen die Seele dieses Heilandblickes zu ersinnen und zu beschreiben – und es geht nicht! Abgrundlos ist die fleischgewordene Liebe. Wir können Ewigkeiten in ihr leben, jeden Tag neue Herrlichkeiten in ihr entdecken, und doch würden wir nie – nie in alle Ewigkeit – sagen können: Jetzt weiß ich alles über Gottes Liebe zu uns!

Eines wissen wir. Eines haben die Größten unter den christlichen Geistern uns immer wieder gesagt: Als Jesus vom Kreuze herab auf Seine Mutter schaute, da sah Er uns in ihr. Und Er sagte: „Siehe da, deinen Sohn!" Und Er meinte nicht nur St. Johannes, als Er diese Worte sprach, Er meinte uns alle. Alle jene, für die Er am Kreuze litt und starb.

„Der Menschen Muttersprache ist die Liebe", hat einmal jemand gesagt. Und der Menschen größtes Leid ist, daß sie – ihre Muttersprache verlernt haben! Wir reden nicht mehr die Sprache der Liebe, obwohl unsere Herzen nach ihr schreien.

Wir rufen nach der Liebe, und wir fürchten sie. Denn hart ist sie wie das Kreuz, an dem der Gott der Liebe für uns starb. Nicht Erlösung von allen übeln hatte Er uns versprochen, der von sich selbst sagen konnte, daß „eine größere Liebe niemand habe." Erlösung von uns selbst, von unseren Niedrigkeiten und Leidenschaften zu vermitteln, war Er gekommen und den Weg nach Golgatha gegangen.

Wir aber möchten Erlösung für uns selbst, und nicht so sehr Erlösung von uns selbst. Wir wollten Ihn schon gern, diesen Jesus, wenn Er uns machen und denken ließe, wie es uns in unsere Pläne und in unsere Eigensucht hineinpaßt. Ihn ja, Jesus ja. Doch nicht sein Kreuz!

Und doch – nur im Kreuz ist unser Heil und nur die durch das Kreuz gestaltete Form der Liebe kann Rettung bringen.

Kreuz der Lüge, Kreuz der Selbstsucht. Kreuz dem Stolz und Kreuz der Genußsucht. Kreuz allem, was gottunähnlich ist im gottgleichen Menschen. Und zwar ein schmerzendes Kreuz, das leidenvollstes Sterben meinem eigenen Ich bringt, auf daß das große, das ewige „Ich" Gottes des Allherrlichen in uns leben und wirken und handeln könne – das ist das Kreuz unserer Erlösung. Das Kreuz des wahren und des einzigen Erlösers, von dem jener ewige Liebesblick kam, der Mariens Herz ge-

troffen, und im Herzen und durch das Herz der Schmerzensmutter für uns alle gemeint war.

Fastenzeit Religion ist uns heilig, weil sie uns nicht vor Sachen stellt sondern vor Personen, deren Anteilnahme an unserem eigensten, persönlichsten Leben tiefer ist an Sorge, an Mitleid, an Liebe und an Erbarmen als wir es uns je vorstellen können. Religion katholisches Christentum ist das große Leben, das sich da von meiner Wiege bis zu meinem Grabe abspielt zwischen einem unendlichen Gott der Liebe, zwischen dem menschgewordenen Gott des Kreuzes, zwischen Seiner mit Ihm leidenden Mutter und Seinen Heiligen, und meiner armen, zerfetzten, zweifelnden und sündengebadeten Seele.

Bücher, sinnendes Denken und eifrige Diskussionen über diese Dinge geben nichts. Sie sind manchmal nichts anderes als ein Zugeständnis, daß Gott in allem recht habe und wir Ihm folgen müssen, oder ein Abstreiten der Rechte, und manchmal sogar der Heiligkeit des Allheiligen.

Bücher, Denken und Diskutieren sind nicht das, was wir Religion nennen. Religion ist Gottesdienst, in Demut, in leidender Reue und in der einfachen Liebe des dem Vater trauenden Kindes.

Nun ist es wieder Fastenzeit.

Fastenzeit ist Zeit der Besinnung auf Gott. Eine Zeit, während der wir es ernst nehmen mit den Toren unserer Seele, die ja doch immer weit offen stehen sollten den göttlichen Dingen.

Fastenzeit ist nicht nur für die Abtötung des Leibes da, sie ist vor allen Dingen eine Zeit der Abtötung aller Sachen, die uns Gott in unserem Denken, in unserem Wollen und Verlangen, in unserer Einbildungskraft und in unserem Gedächtnis fremd werden ließen.

Säubere den Haushalt deines Geistes und deines Herzens – und bete dabei! Wir sind keine Heiligen, das stimmt schon. Und zwar sehr genau! Heißt das jedoch, daß wir keine Heiligen – werden dürfen, oder werden sollen und müssen, weil es so der Wille des Herrn ist? Soll das etwa heißen, daß wir ein Recht darauf haben, ein Recht vor unserem Gewissen, weiter so Sünde, Eigensucht und Gottverlassenheit zu pflegen, wie wir es bis zum heutigen Tage gewohnt sind zu tun? Weiter so leben, wie wir es immer taten, ohne Gebet und ohne Mühe und Sorge, die Gnade des Kreuzes zu verstehen und zu umfassen?

Säubere und bete! „Ohne Mich könnt ihr nichts", heißt eines der allerwichtigsten Gottesgesetze. Ohne Ihn ist uns noch nichts gelungen. Hoch mag die Schule sein, die uns gebildet, weise und groß an Zahl die Bücher, die wir gelesen, und scharf unser Verstand, wenn wir disputieren:
Alles das hat bis heute noch nicht ein Grämmchen neuer Gottesliebe geben können. Alles das hat bis jetzt nichts für unsere Gewissen und für die Gottesherrlichkeiten unserer Seele tun können.

Nur von Gott können diese Dinge kommen. Und sie kommen, wenn wir um sie beten. Wenn wir sie wieder ganz lebendig vor uns sehen – Gott den Vater, Gott den Sohn, Gott den Heiligen Geist, Maria, die Mutter der Schmerzen und der Menschen, die Heiligen Gottes als unsere Beschützer, und unseren treuen Freund, unseren Schutzengel.

Nicht in Büchern und nicht im Denken lebt Gott. Suchen wir Ihn dort, wo Er wirklich zu finden ist. Oder haben wir bereits vergessen, daß Er ganz besonders dort sich aufhält, wo Menschen beten?

Ob es ein Heiliger ist, der da betet, oder ob ein Sünder – vielleicht gar ein Sünder schlimmer als es je einen gegeben – sich an Ihn wendet, Gott ist bald da. Er fragt nicht, ob der Mensch betet in der reinen Liebe der Heiligen oder in der reuigen Liebe des Sünders. Er fragt immer nur nach der Liebe selbst. Und diese – wenigstens das Verlangen nach ihr – kann jeder haben.

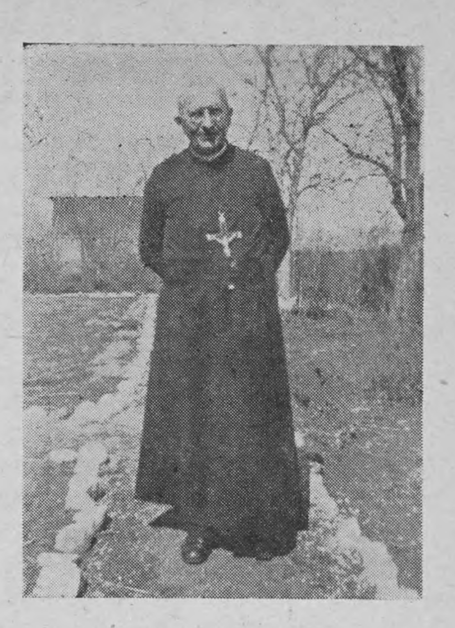
Wolle das Haupt voll Blut und Wunden sich auch uns zuneigen, wie es sich damals vom Kreuze herab der Mutter Maria zugewandt. Fastenzeit ist jetzt. Nichts wird diese Zeit uns nützen, fremd werden wir Dir weiter bleiben, o Gott des Kreuzes, wenn Du nicht hilfst. Herr, lehre uns beten! Hilfst Du, dann werden wir bald wieder gesunden und wir werden mit Maria, mit Deiner und unserer Mutter, unter Deinem Kreuze stehen bleiben und nach Deinen Schmerzen verlangen, damit sie auch in uns brechen Sünde und Selbstsucht. Denn nicht ich will leben, sondern Du sollst leben in mir!

– Der Schriftleiter

„Jesus und Maria sind so innig miteinander verbunden, daß die Nachfolge Jesu auch immer eine Nachfolge Mariens ist."

St. Johannes Eudes

Pater Paul Hilland O.M.I.



Am 8. Februar begruben wir hier in Battleford den hochw. Pater Paul Hilland, O.M.I., Pfarrer von Little Britain, Man. Geboren im schönen Moselland des westlichen Deutschlands (1875), kam der junge, im Jahre 1902 zu Hünfeld geweihte Oblatenpriester ins weite Westkanada, um hier unter den deutschsprechenden Katholiken zu arbeiten.

Der Verstorbene verbrachte die meisten seiner Priester- und Arbeitsjahre unter den deutschen Katholiken Manitobas. Er war Pfarrer von St. Joseph in Winnipeg, Novizenmeister in St. Charles, Man., Pfarrer von Little Britain, Man., und in führender Stelle der mit der C.N.R. zusammenarbeitenden katholischen Auswandererabteilung zu Winnipeg. Seine Jahre in Saskatchewan verbrachte er in der St. Mariengemeinde zu Regina, und als Pfarrer von Allan, Sask. und der St. Mariengemeinde von Macklin, Sask.

Trotz seiner Arbeit als Pfarrer, Novizenmeister, Organisator usw. ließ Pater Hilland es sich nie nehmen, an einer der allerschönsten Oblatenarbeiten aktiv teilzunehmen: Am Predigen von Missionen und Exerzitien. In weit über zweihundert Kirchen und Kapellen hatte er Gottes Wort und die Herrlichkeiten der Mutter aller Oblaten, der allerseligsten Jungfrau Maria, verkündigt.

Weitbekannt war auch sein ganz besonderes Interesse, das er den jungen Studenten zeigte. Aus ihnen recht viele Priester- und Oblatenberufe zu fischen, war ihm Spezialarbeit. Wo immer Pater Hilland weilte, da kannte ihn bald jeder Bub. Und fast jeder wollte sofort „Priester werden", weil, wie manche heute noch sagen, „das Priestersein am Pater Hilland so anziehend war."

„Ein guter Geist, eine fromme Seele und ein edles Herz ist von uns gegangen", schreibt ein Gemeindekind der Little Britain Pfarrei. „Little Britain und Petersfield, Man., trauern um den Heimgang ihres geliebten alten Priesters. Zehn Jahre lang war er uns ein treuer Hirte und wahrer Seelsorger. Er kannte die Geschichte und Nöte jeder einzelnen Familie, nahm auch regsten Anteil an allen freudigen Ereignissen. Mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Kraft des Gebetes stand er allen stets zur Seite. Als ganz besonderer Marienverehrer sah man seine kleine schwarze Gestalt immer und überall mit dem Rosenkranz. Er betete für die Toten, dachte an alle Kranken, verstand die Kinder mit ihren kleinen Sorgen und bestürmte den Himmel um günstige Witterung für seine Farmer. Seinen Orden und seine kleine Gemeinde liebte er über alles. Nie war ihm etwas zu viel. Nur für sich selbst wollte er nichts. Sein Leben war Einfachheit und Sparsamkeit. Seine besondere Sorge war es auch, uns die deutsche Sprache zu erhalten. Bis in sein hohes Alter hinein bereitete er jede seiner Sonntagspredigten schriftlich vor. Seine wundervolle, durchdringende Stimme im Gesang wird noch lange in unseren Ohren klingen. Ganz besonders liebte unser Pater die heranwachsenden Jungen. Eifrig suchte er in den jungen Herzen einen Funken Liebe zum Priestertum zu erwecken. Möge ihm im Himmel gegeben werden, was er hier auf Erden nicht erwirken konnte."

So schreibt eines seiner Gemeindekinder. Jedem, der Pater Hilland kannte, wird sein gütiges Lächeln fehlen. Wolle Gott ihm nun die ewigen Freuden verleihen. Treu hatte er als Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria seine Pflichten zu erfüllen gesucht, seinem Gott und den ihm anvertrauten Seelen gegenüber. Lohne ihm, o Herr, diese Treue, und gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht Deines Glückes!

* * *

Vor allem lerne nur,
dich selber zu belehren;
So werden andre dich
als ihren Lehrer ehren.
Fr. Rückert

Wir brechen das Schweigen

von Abt Emmanuel Maria Heufelder O.S.B.

Der Gebetstag, der mit dieser Stunde seinen Anfang nimmt, steht unter dem Geleitwort: „Wir brechen das Schweigen." In einem dreifachen Sinn möchte ich dieses Geleitwort zu deuten versuchen.

1.

„Wir brechen das Schweigen" und erheben Klage vor aller Welt über die Bedrängnis der Kirche Christi in den Ländern jenseits des Eisernen Vorhangs bis hinüber nach China. Wir erheben Klage über das Unrecht, das an zahllosen Menschen geschehen ist und noch geschieht, über die Vergewaltigung der Gewissen, über die innere und äußere Not in die unzählige Menschen um des Glaubens willen gebracht wurden.

Die Statistiken reden eine furchtbare Sprache. Millionen von Menschen sind hingemordet worden, zahllose Bischöfe und Priester sind getötet, eingekerkert, vertrieben. —

Die Weltpresse schweigt. Die Staatsmänner schweigen. Die Männer des Geldes, die Geschäfte mit den christentumsfeindlichen Machthabern betreiben, schweigen. —

„Wir brechen das Schweigen" und rufen die Klage des Psalmisten im 78. Psalm in die Welt hinaus:

„Hilf uns, Gott, unser Heil! Um der Herrlichkeit Deines Namens willen; um Deines Namens willen mach uns frei und vergib unsere Schuld!

Warum sollen die Heiden sprechen: „Wo ist ihr Gott?"

Die Heiden sind in Dein Erbe eingedrungen, o Gott! Sie haben Deinen Tempel entweiht, Jerusalem zur Trümmerstätte gemacht!

Laß der Gefangenen Stöhnen zu Dir gelangen; löse die Todgeweihten durch die Kraft Deines Armes."

2.

Dieses Gebet des Psalmisten gibt unserem Wort „Wir brechen das Schweigen" einen zweiten, tiefen Sinn. Wir brechen das Schweigen im Zeichen des Gebetes.

Wir brechen das Schweigen und klagen vor Gott die Not unserer Brüder und Schwestern im Osten. Wir tun, was auch die ersten Christen immer taten, wenn Verfolgung losbrach. Als Petrus ins Gefängnis geworfen worden war, heißt es in der Apostelgeschichte, „betete die Gemeinde ohne Unterlaß für ihn zu Gott" (Apg. 12, 5) und sie erbetete die wunderbare Befreiung des Apostels.

Brüder! Ob nicht die Not der Kirche im Osten deshalb so groß geworden ist und solange dauert, weil wir die Kraft des Gebetes noch zu wenig eingesetzt haben?

Ihr kennt das Gleichnis vom ungerechten Richter, das uns im 18. Kapitel des Lukasevangeliums erzählt wird. Eine Witwe „kam immer wieder zu ihm und sagte: Schaffe mir Recht gegen meine Widersacher! Lange Zeit wollte er nicht. Hernach aber sagte er sich: Zwar fürchte ich Gott nicht und frage nach keinem Menschen etwas; weil mir aber diese Witwe lästig fällt, will ich ihr doch zum Recht verhelfen; sonst kommt sie am Ende noch und schlägt mir ins Gesicht. Der Herr fuhr fort", heißt es: „Hört was der ungerechte Richter sagt! Gott aber sollte seinen Auserwählten nicht Recht schaffen, wenn sie doch Tag und Nacht zu ihm rufen, und sie lange warten lassen! Ich sage euch: Er wird jenen ohne Verzug zu ihrem Recht verhelfen" — Aber dann fügt der Herr wie in Trauer über die Kleingläubigkeit und das mangelnde Vertrauen der Menschen hinzu? „Wird aber wohl der Menschensohn, wenn Er kommt, auf Erden den Glauben finden?"

Wenn wir diese Worte hören, muß dann nicht ein stürmisches Beten anheben, ein Beten, in dem die drängende Inbrunst jener Witwe lebendig ist? Daß doch der heutige Tag ein neuer Anfang würde für ein soches himmelstürmendes, gläubiges Beten!

„Wir brechen das Schweigen" vor Gott: dieser Gebetstag, diese Gebetsnacht muß sich fortsetzen. Eine große Gebetsgemeinschaft muß sich bilden, die Tag und Nacht zu Gott ruft, daß Gott seinen Auserwählten Recht schaffen möge.

Darf ich ein paar ganz praktische Gedanken dazu sagen?

Die Gebete nach der hl. Messe sollen nach dem

Willen des Heiligen Vaters für die bedrängte Kirche im Osten und für die Bekehrung Rußlands verrichtet werden. Villeicht könnte diese Gebetsmeinung auch ausdrücklich jedesmal ausgesprochen werden, damit die Gläubigen immer wieder daran erinnert werden.

In vielen Diözesen besteht die kostbare Übung der Ewigen Anbetung. Könnte in dieser Zeit der Not diese Ewige Anbetung nicht als Gebetstag für die Kirche im Osten aufgefaßt werden? Vielleicht würde die Ewige Anbetung selber dadurch eine Vertiefung erhalten und jeden Tag würden sich die Gläubigen an einem Ort um den Altar sammeln, um zum Herrn zu rufen, daß Er Hilfe bringe.

Und könnten wir nicht alle beim Läuten des Englischen Grußes daran denken, daß der Ruf der „Türkenglocke", wie man damals sagte, ein Ruf zum Gebet war um Hilfe gegen die drohende Gefahr aus dem Osten? Es wäre eine kostbare Frucht dieses Tages, wenn alle, die diesen Gebetstag mitfeiern, den Vorsatz fassen würden: Wir wollen den Engel des Herrn in dieser Meinung beten. Wir wollen uns durch die Glocken an die Not im Osten erinnern lassen. Wir wollen auch in der Öffentlichkeit beim Klang dieser Glocke den Hut abnehmen und wollen mithelfen, daß der Engel des Herrn in diesem Sinn verstanden werde.

Glauben wir doch an das Wort des Herrn: „Sollte Gott seinen Auserwählten nicht Recht schaffen, wenn sie doch Tag und Nacht zu ihm rufen, und sie lange warten lassen? Ich sage euch: Er wird ihnen ohne Verzug zu ihrem Recht verhelfen!"

Glauben wir doch an dieses Wort und beten wir so, wie dieses Wort es fordert!

Wir wollen in dieser Stunde in Demut vor Gott unsere Schuld bekennen, daß wir zuwenig an die Kraft des Gebetes geglaubt haben, daß wir nicht vertrauend, nicht ausdauernd, nicht stürmisch genug beten für die bedrängten Brüder!

3.

Damit kommen wir zu einem dritten, noch tieferen Sinn des Rufes: „Wir brechen das Schweigen" — und dieser Sinn scheint mir der wichtigste, der entscheidende zu sein.

Wir klagen mit Recht darüber, daß im Osten Priester getötet, eingekerkert, verfolgt, in ihrer Tätigkeit behindert sind. Aber wir klagen zu wenig darüber, daß bei uns unzählige Menschen sich um den priesterlichen Dienst nicht mehr kümmern, daß Eltern ihre Kinder nicht mehr taufen, sie nicht mehr christlich unterweisen lassen — daß am Sonntag der größte Teil der Katholiken (das steht statistisch fest) seine Sonntagspflicht nicht mehr erfüllt.

Wir klagen darüber, daß Bischöfe an der Leitung ihrer Diözese behindert sind, daß ein Kardinal Mindszenty, ein Kardinal Stepinac mit Gewalt von ihrem Amt entfernt wurden. . .

Und wir klagen nicht darüber, daß das Wort der Bischöfe bei uns nicht gehört wird, wenn sie ihre Stimme erheben gegen Filme, gegen die Verführung der Jugend, gegen die wachsende Unsittlichkeit. Vor Gott ist wohl kein großer Unterschied, ob einer den Mund eines Gottesboten mit Gewalt verschließt oder ob er diese Stimme bewußt nicht mehr hört.

Wir klagen darüber, daß drüben die Gewissensfreiheit fast aufgehoben ist, und wir klagen nicht, daß bei uns die Freiheit weithin zur Zügellosigkeit geworden ist: zur Freiheit von Ordnung und Sitte.

* * *

Die Kirche sind wir. Die Liebesgemeinschaft muß durch uns verwirklicht werden. Was können und müssen die Gläubigen tun für das Wachstum des Leibes Christi? Sie sind verantwortlich für das Missionswerk der Kirche. Jeder Katholik sollte daher nach dem wiederholt ausgesprochenen Wunsch der Päpste Mitglied sein im Werk der Glaubensverbreitung, mitbeten und mitopfern für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden.

Joh. Solzbacher

Die Zeit zum Nachdenken und Plänemachen ist vorüber! Jetzt ist die Zeit zum Handeln da. Seid Ihr bereit? Die entgegengesetzten Fronten auf dem Gebiet der Religion und der Sittlichkeit zeichnen sich immer klarer ab. Die Zeit der Erprobung ist gekommen.

Der harte Kampf, von dem Sankt Paulus spricht, verschärft sich. Die Stunde ruft nach vereinter Anstrengung. Selbst die kleinste Spanne Zeit kann für den Sieg entscheidend sein. Seht zu, daß auch ihr in diesem Wettkampf um die Ideale so laufet, daß ihr einen noch viel höheren Siegespreis gewinnet.

„Laufet so, daß ihr ihn erlanget!"

Papst Pius XII.

* * *

Wir klagen darüber, daß drüben in den Schulen der dialektische Materialismus gelehrt wird und jeder Einfluß der christlichen Religion beseitigt ist; und bei uns kämpft man einen heimtückischen oder offenen Kampf gegen die christliche Bekenntnisschule, sucht man den geringen Einfluß, den der christliche Glaube im Schulwesen noch hat, auch zu beseitigen.

Man hört, daß der Sowjetstaat, nachdem man mit der freien Ehe die schlimmsten Erfahrungen gemacht hat, die Ehe schützt, daß die Ehescheidung sehr erschwert ist, weil die Staatsführung erkannt hat, daß ein Volk zugrunde geht, wenn die Ehe ausgehöhlt wird.

Bei uns erleichtert man die Ehescheidung immer noch mehr. Die Statistiken stellen fest, wie bei uns die Familie immer mehr in Auflösung begriffen ist. Völker, in denen diese Erscheinungen festzustellen sind, gehen dem Untergang entgegen.

Wir wissen, daß Millionen von Menschen im Osten gemordet worden sind. Ist die Zahl dieser Gemordeten größer als die Zahl der Kinder, die im Westen gemordet werden? Ärzte und Kenner der Verhältnisse nennen uns Zahlen, die uns erschrecken lassen.

Wir klagen mit Recht darüber, daß das Christentum in den Ländern des Ostens planmäßig ausgeschaltet wird.

Wir müssen noch mehr darüber klagen, daß bei uns die Entchristlichung des öffentlichen Lebens, des wirtschaftlichen Lebens, des politischen Lebens, immer weiter um sich greift.

Bei einer internationalen Jugendwoche in München sagte ein Inder: „Zu uns schickt ihr Missionare. Wo sind die Heiden? In Europa gibt es mehr Heiden als in Indien. Wir glauben etwas anderes, aber wir glauben."

Jeder mag in der Stille seines Herzens an die religiös-sittlichen Zustände in seiner Stadt, in seinem Dorf, in seiner Familie, in seiner Verwandtschaft denken!

Jeder mag an das denken, was unser Heiliger Vater an Ostern 1953 als die größte Gefahr der Stunde bezeichnet hat: „Die Müdigkeit der Guten."

Wir wollen uns ehrlich die Gewissensfrage stellen, ob wir auch zu den Müden gehören, zu den müden Jüngern, die schlafen, während der Herr in Ölbergsnot ringt, zu den feigen Jüngern, die die Flucht ergreifen, wenn der Herr verfolgt wird.

Auch die Lauheit ist Sünde, auch die Feigheit,

So möge euer Heim beschaffen sein, geliebte Söhne und Töchter, als Nachbildung und Verähnlichung mit dem Heim von Nazareth! Es hat niemals ein Heim gegeben, das gesammelter, aber zu gleicher Zeit herzlicher, liebenswürdiger und friedlicher in seiner Armut, das vorbildlicher war: warum nimmt die christliche Gesellschaft nicht Leben und Licht von seinem Glanze? Seht, in dem Maß, wie sich die Welt von ihm entfernt, wird sie finster und kalt.

Pius XII.

• • •

auch die Gleichgültigkeit, besonders in einer Stunde, in der die Dämonen alle ihre Kräfte entfalten.

Müssen wir da das Wort „Wir brechen das Schweigen" nicht auch in dem Sinn verstehen, daß wir ein lautes Confiteor, ein lautes mea culpa sprechen, für uns, für unser Volk, daß wir den Ruf zur Buße, zur Besinnung, zur Sühne mit neuer Kraft ergehen lassen?

Einst kamen, wie bei Lukas im 13. Kapitel berichtet wird, Leute zum Herrn und „erzählten von Galiläern, deren Blut Pilatus vergossen hatte, während sie opferten", von Menschen also, denen Ähnliches geschah wie so vielen drüben im Osten. Da sagte der Herr: „Glaubt ihr, daß diese Galiläer, größere Sünder gewesen seien als alle anderen Galiläer, weil sie solches erleiden mußten? Nein, sage ich euch: Aber, wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle gleichfalls umkommen."

Vor mehr als hundert Jahren schrieb ein französischer Theologe ein Buch über die geistige Lage Europas. Darin steht der Satz: „Entweder wird Europa wieder christlich in seinem ganzen öffentlichen Leben — oder es wird ein Volk aus dem Osten kommen, Europa in Trümmer schlagen, und auf den Trümmern die Religion der Besiegten annehmen."

„Wir brechen das Schweigen" und rufen zur Buße auf!

„Wir brechen das Schweigen" und nehmen neu die Botschaft auf, die von den Gnadenstätten der Mutter unseres Herrn, von Lourdes und Fatima aus in die Welt erging: „Tuet Buße! Hört auf zu sündigen! Betet, opfert für die Bekehrung der Sünder!"

„Wir brechen das Schweigen": nicht im Wort, sondern im Tun. „Non magna loquimur, sed vi-

Die Erziehung erschafft nichts, sie hilft nur die ererbten Gaben zur Blüte zu bringen, und zwar nicht alle Gaben, sondern nur die, denen die Erziehung entspricht. Die geistigen Fähigkeiten sind erblich. Aber von der Umwelt hängt ab, ob sie sich entwickeln oder ob sie verkümmern.

Wie es das Gleichnis von den Talenten sagt, gilt es, die gottgegebenen Kräfte in die Tat umzusetzen. Die Möglichkeiten sind bei einem jeden Menschen verschieden.

Heine sagt schon, man könne bei der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein.

Kardinal Jules Saliege

* * *

vimus", heißt das tiefe Wort eines alten Kirchenvaters: „Wir sprechen nicht Großes, sondern leben es."

„Wir brechen das Schweigen" am wirksamsten dann, wenn wir christlich handeln, wenn wir christlich leben.

Wenn jeder, der heute an dieser Stätte der Gnade diese Botschaft aufnimmt, durch sein treues christliches Leben ein sichtbares Zeugnis für Christus ablegt, dann wird die Kraft des christlichen Lebens bei uns hinüberwirken in den Bereich der bedrängten Kirche, nach dem Gesetz der christlichen Gemeinschaft, das der hl. Paulus unter dem Bild des Leibes ausgesprochen hat: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle mit, und wenn ein Glied sich freut, freuen sich alle mit."

Die Glieder am Leib Christi drüben leiden, wenn wir zu wenig Leben haben. Die Glieder drüben werden sich freuen, werden aufleben, werden neue Kraft empfangen in dem Maße, als in uns das Leben Christi wächst.

— — —

Mit diesen Gedanken ziehen wir jetzt hinaus in die dunkle Nacht, brechen wir das Schweigen der Nacht durch unser lautes Rufen, durch unseren Gebetsruf, durch den Ruf der Buße und Sühne.

Das uralte Wallfahrtsgebet zur „Mutter der Barmherzigkeit" ist ein Ausdruck für das, was uns bewegt: „O Maria hilf! O Maria hilf! O Maria hilf doch mir — ein armer Sünder kommt zu dir."

So wollen wir im Geist der Buße rufen, jeder für sich und jeder für die bedrängten Brüder und Schwestern drüben! So wollen wir rufen für unser Volk und für die Völker des Ostens und des Westens, daß sie nicht „an der Todsünde sterben" — an all der Schuld, die täglich neu den Zorn Gottes herabruft!

Und unsere Lichter, die wir bei diesem Beten tragen, sollen uns ein Ausdruck des gläubigen Vertrauens sein, daß Gottes Licht doch stärker ist als alle Dunkelheit in der Welt, daß Gottes erbarmende Liebe doch größer ist als alle Menschenschuld.

Die Lichter sollen uns eine Verheißung sein, ein Unterpfand, daß die Stunde kommen wird, wo über Ost und West das Licht Christi in neuem Glanz erstrahlt, daß nach allem Karfreitagsdunkel der Gegenwart eine Osternacht anbrechen wird, in der Ost und West in jubelnder Dankbarkeit rufen werden: Lumen Christi — Deo gratias!

Das Licht Christi! Gott sei Lob und Dank!

Amen.

Ein letzter Gruss vom Reimmichl

„Wenn ihr hört, daß ich gestorben bin, so bewahrt mir ein längeres, freundliches Gedenken und betet für mich. Ich habe sechzig Jahre mit der Feder herumgefuchtelt, und da kann leicht hier und dort ein Klecks oder etwas Schmiere übriggeblieben sein, die man nicht verantwortet hat und doch abbüßen muß. Wir werden uns sehen von Angesicht zu Angesicht, wie wir sind, und zwar in einem Lande, das hunderttausendmal schöner ist als unser schönes Tirol. Der liebe, allmächtige, gnädige Gott verleihe uns das mitsammen! In Aussicht darauf ruft Euch der alte Kalendermann zu: Grüß Gott! Grüß Gott! Grüß Gott!

Euer Reimmichl."

Zwischenspiel im Schlachterladen

von Günther Maske

Schon eine ganze Weile hatte der Fleischermeister die zwei sehnsüchtigen Augen in dem müden alten, haut-und-knochigen Gesicht durch die Schaufensterscheibe beobachtet. „Ja", dachte er stolz, „das ist eine Auslage, was Madam? Bei mir hat jedermann die Qual der Wahl!" Und als er das dachte, lächelte er, belustigt über die Idee, daß andere Leute quälen könnte, was ihm selber ein Genuß war. Dann steckte seine Frau den Kopf zur Tür rein. „Brauch dich nicht!" wehrte er ab. „Flauer Montag wie immer. Die Leute essen die Reste vom Sonntagbraten."

Und weiter sah er gelangweilt zum Fenster hinaus auf die Straße. Die alte Frau stand immer noch da, jetzt schon etwas näher zur Tür, ihre Augen musterten Ware und Preise. Da jaulte draußen bremsend ein Auto auf, und mit zwei, drei Sätzen, die man ihr nimmermehr zugetraut hätte, rettete sie sich in die Oase des leeren Ladens, spähte noch einmal vorsichtig zurück und verschaffte ihrer Erregung mit ein paar lauten Schnaufern Luft. „Diese Großstadt", sagte sie verlegen, „macht mich noch ganz konfus! Darf ich?" In der Ecke stand ein Stuhl, darauf setzte sie sich, ungelenk und steif. Gelenkrheuma, konstatierte der Schlächter bei sich. „Sitzen tut wohl, wenn nur das Aufstehen nicht wäre, nachher. Also – dann – meine Kinder haben Silberhochzeit morgen." Der Mann hinterm Ladentisch betrachtete ihr Kopftuch. Es war verwaschen, zerschlissen, verblichen. „Er ist aber arbeitslos, schon lange. Jetzt kriegt er Fürsorge." Neue Pause. Der Schlächtermeister nickte und begutachtete ihr dunkelblaues Wollkleid. Es war blank, geflickt, gestopft, als Kleid vielleicht noch für hundert, als Scheuerlappen höchstens für zwei Tage geeignet. Soviel Ärmlichkeit deprimiert. „Guten Tag!" nickte sie freundlich. Seine Frau war eingetreten. „Und da dachte ich: Kaufst ihnen als Geschenk den Festbraten, ein Huhn!"

„Da haben sie wohl tüchtig sparen müssen?" meinte der Mann und blickte schnell wieder von ihren Strümpfen und Schuhen weg. Auch sie befanden sich in einem Zustand, der ihn des unerlaubten Wohlstand, ach was, Reichtums, anklagte. Die Schuhe besonders.

Die Frau klagte nicht. Im Gegenteil. „Ja, abgespart!" betonte sie, nicht ohne Stolz. „Von meiner Rente für die Kinder. Er hat's mit dem Magen, da tut ihm Hühnerfleisch gut."

Sie hat ein erstaunlich kluges Gesicht, dachte er. Ganz kleine Kinder und ganz alte Leute sehen einander doch oft so schwer unterscheidbar ähnlich – mit dieser hier ist's was andres. Da steckt irgendwie Rasse drin, eigener Wille. Könnt mir denken, daß sie zu den „Stolzen" gehörte, als sie noch jung war. War bestimmt keine schmachtende Tanzbodenblüte! So alt zu werden – sie muß doch bald an die achtzig sein!

„Sieben zwanzig, meine Dame. Zu grooß? Ja, dann dieses vielleicht? Sechs Mark. Nein, sechs! Schön wickeln wir dieses ein. Zwei, vier, sechs, ja, stimmt! Danke sehr. Und guten Apetit dazu und unsern Glückwunsch für Ihre Kinder, wenn auch unbekannterweise. Auf Wiedersehn!"

Von seiner Frau traf ihn ein wütender Blick, und kaum hatte die Fremde den Laden verlassen, da fuhr sie auf: „Du hast ein Herz!" sagte sie, wie angewidert. „Ihr sechs Mark abzunehmen. Schämen würde ich mich an deiner Stelle!"

„Bitte", gab er schlagfertig zurück, „tu's doch!"

Da riß sie die Kasse auf, nahm ein paar Münzen heraus und eilte der Frau auf die Straße nach.

Doch binnen zwei Minuten war sie wieder zurück und zählte die Münzen wieder mißgestimmt in die Kasse hinein. „Na sowas", meinte sie, „ist mir auch noch nicht passiert. Die ist ja wie Vollgummi, so höflich-nachgiebig und hart zugleich. Gut hab ich's gemeint, und beschämt bin ich worden —"

„Was hast ihr denn angeboten?"

„Eine Mark", sagte sie kleinlaut. „Hab gesagt, du hast dich verrechnet."

„Besten Dank für so ein Lob. Aber was diese – diese Rentnerin angeht, glaub mir, ich wußte, daß sie sich kein Geld schenken läßt. Geld als Geschenk ist ein eigen

* * *

„Maria, die dem Haupte der Kirche, Christus, leibliche Geburt gab, ist geistige Mutter aller Glieder der Kirche."

Ding. Bei allem guten Willen – es riecht ja doch nach Betteln und Almosen, die man unwillig gibt und groschenweise, und so ein Groschen oder Markstück ist eben Metall, kalt, gefühllos, unpersönlich, und mehr geschaffen für den Schlitz eines Automaten als für warme Menschenhände. Mach was dagegen – aber ein paar Groschen hingeben heißt Geringschätzung äußern. Das ist kein Opfern und kein Helfen, sondern bloß eine beschwichtigende Geste für das eigene Gewissen. Ich jedenfalls kann es verstehen, wenn die Frau kein Geld annimmt – solche Haltung ist vielleicht die letzte Insel eines stückweis versunkenen Kontinents, letzte Zuflucht der Selbstachtung, ohne die keiner leben kann!"

„Mann, Mann!" wurde sie zornig. „Du redst daher wie ein Buch, aber wie ein Lehrbuch für Pharisäer. Nimmst der Frau den vollen Preis ab und hälst mir einen Vortrag über Helfen und Opfern!"

Raus war sie, mit all dem mitgeteilten Schwung ihrer achtundzwanzig Jahre fiel eine Tür ins Schloß. Doch hatte sie noch nicht die rettende Küche erreicht, als ihr Mann sie einholte und wie ein Spielzeug an den Schultern herumdrehte. „Noch eine Frage", sagte er. „Weißt du, was die Rentnerin und ihre Jubeljahrskinder morgen essen werden?

Natürlich nicht!" Sie war helle Empörung.

„Aber ich!" trumpfte er auf, und ein breites Schmunzeln stand auf seinem guten Gesicht. „Unsere beste Salami; ich habe ihr nämlich einen Ring davon mit dem Huhn zusammen eingepackt. So, nim geh und bessere dich, du Groschenschenker . . ."

Von Bischof Bokenfohr O.M.I. aus Afrika

Längst schon hätte ich all meinen vielen Freunden und Wohltätern schreiben sollen. Die ersten sechs Wochen nach meiner Bischofsweihe waren jedoch vollster Pflichten und Arbeit.

Meine Bischofsweihe fand am Fest der Kreuzauffindung, am 3. Mai 1953, im Generalhaus der Oblaten zu Rom statt. Lange Jahre hatte ich in diesem Hause als Generalassistent unter lieben Mitbrüdern zubringen dürfen. Kardinal Fumasoni erteilte mir unter Assistenz von Bischof J. L. Coudert, O. M. J. von Whitehorse, Yukon, und Bischof M. Blanchet, O.M.J. die heilige Weihe.

Zwei Ereignisse machten die Bischofsweihe besonders weihevoll. Erstens war es die erste Bischofsweihe, die in unserem neuen Generalhaus stattfand, und zweitens fand sie in Gegenwart des Sekretärs der Kongregation für die Verbreitung des hl. Glaubens und von Oblatenpatres statt, die aus aller Welt nach Rom gekommen waren. Zur Zeit meiner Bischofsweihe wurde in Rom gerade das Generalkapitel der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria abgehalten.

Nie werde ich die Privataudienz vergessen, die Papst Pius XII. mir gewährte. Als persönliches Geschenk überreichte er mir ein Bischofskreuz.

Ein paar Tage nach meiner Bischofsweihe begab ich mich in die Schweiz, nach Frankreich, Holland, Belgien, um die dortigen Oblaten zu besuchen. Am Pfingstsonntage war ich in Hünfeld, im Mutterhaus der Oblaten Deutschlands. Dort konnte ich ein Pontifikalamt feiern, und am nächsten Tage heilige Weihen erteilen.

Nach einer Besuchsreise der deutschen Oblatenschulen und Oblatenhäuser des Westens begab ich mich nach Eichhoff und Brenken in Westfalen. Dort waren Vater und Mutter geboren. Groß wurde ich von meinen Verwandten aufgenommen. Sie und ihr Pfarrer bestanden darauf, mir eine Mytra und einen Bischofsstab zu schenken.

Am 12 Juli war ich wieder in Hünfeld, und wieder einmal durfte ich die schönste Funktion des bischöflichen Amtes ausführen: Ich durfte sechs jungen Oblaten die hl. Priesterweihe erteilen.

Die Oblatenfamilie des Hünfelder Hauses überraschte mich durch all die vielen Dinge, die man dort für mich tat. Es freut sich das Herz eines Missionsbischofs, wenn man so viel Missionsbegeisterung sieht, wie ich sie unter den Oblatenseminaristen von Hünfeld beobachten konnte. Ihr großes Interesse für meine Diözese Kimberly im fernen Afrika beeindruckte mich ganz besonders. Möge Gott sie alle segnen. Man möge mir glauben: Jeder Oblate, der in meine Missionsdiözese Kimberley kommt, wird allerherzlichste Aufnahme finden!

Am 15. Juli war ich wieder in Rom, um meinem Generaloberen und den Oblaten in Rom Auf Wiedersehn zu sagen. Eine

Woche später befand ich mich in Venedig, der italienischen Stadt ohne Straßen und Autos, der Stadt der Kanäle und Gondolen. Von dort trat ich die Seereise nach Südafrika an.

Die 21 Tage dauernde Seefahrt war nicht gerade angenehm. die Hitze, die uns am Roten Meer empfing, und die wilden Stürme des indischen Ozeans machten es uns Reisenden nicht leicht.

Am 10. August landeten wir in Durban, Süd-Afrika. Sehr lieb war der Empfang, der uns dort von Sr. Exzellenz dem Erzbischof von Durban und den dortigen Oblatenpatres bereitet wurde. Von Durban ging es dann ins Innenland Südafrikas, nach Kimberley. Während dieser Reise hatte ich Gelegenheit, die ersten Oblatenmissionen Afrikas zu besuchen.

Am 17. August war ich in Kimberley, und zehn Tage später fand meine offizielle Einführung in meine Diözese statt. Erzbischof C. J. Damiano, Apostolischer Delegat Afrikas, und Erzbischof Meysing, O.M.J., die Erzbischöfe von Durban und Pretoria, Prälaten und ungefähr 40 Priester nahmen an den Festlichkeiten meiner Thronbesteigung teil. Am Tage darauf weihte der Apostolische Delegat die neuen Klassenräume der St. Bonifatius-Negermissionsschule zu Kimberley ein.

Am 30. August hielt ich ein feierliches Pontifikalamt in meiner Kathedrale, und abends wurde mir ein offizieller Stadtempfang bereitet. Der Bürgermeister der Stadt Kimberley war mit seiner Frau zugegen, hohe Gäste kamen, mich zu begrüßen. Im ganzen nahmen ungefähr 700 Personen an dieser Begrüßungsfeier teil.

Nachdem nun endlich all' diese öffentlichen Funktionen vorüber



Bischof Bokenfohr, O.M.J. und Katechist Klements, der für langjährige Tätigkeit eine Medaille erhielt.

waren, konnte ich meine erste Fahrt ins Land meiner Diözese unternehmen. Im Lastauto fuhr ich der Kalahari Wüste entlang von Missionsstation zu Missionsstation. Diese 18 Tage lange Reise gab mir einen Begriff der vor mir liegenden Arbeit. Vor allen Dingen hatte ich Gelegenheit, mich persönlich mit den Missionspatres und Missionsbrüdern und Missionsschwestern meiner Diözese bekannt zu machen.

Der auf dieser Reise besuchte Teil meiner Diözese gehört der Kap-Provinz an und zieht sich 200 Meilen vom Norden nach dem Süden, und ungefähr 160 Meilen vom Westen zum Osten. Auf meiner Rückreise konnte ich das neue Krankenpflegrinnenheim von Taung (Löwe) einweihen. Ich freute mich wirklich, hier ein ganz modernes Haus mit Raum für ungefähr 40 Schülerinnen der Krankenpflege vorzufinden.

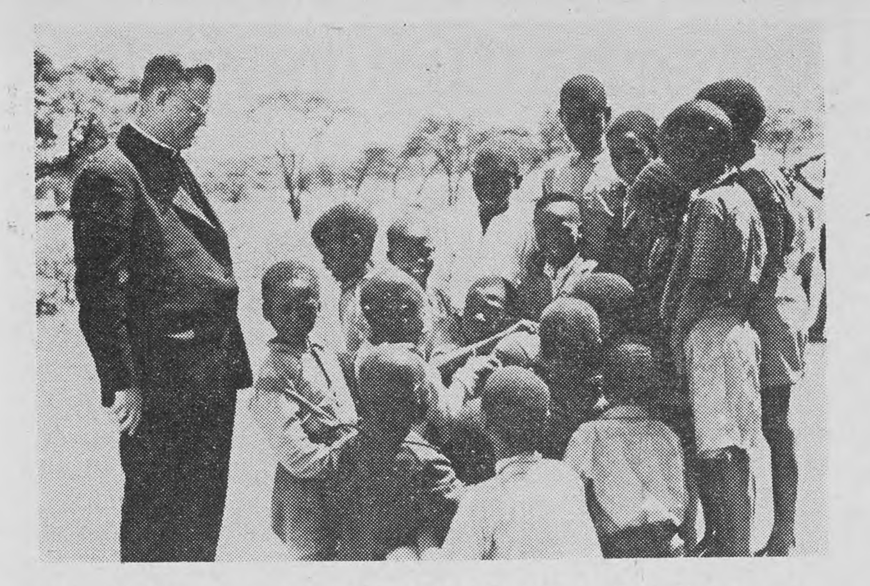
Taung ist die älteste Negermission meiner Diözese. Sie zählt ungefähr 5,500 Katholiken mit etwa 500 Taufbewerbern. Am 27. September konnte ich in der St. Bonifatiusmission einer ganz beträchtlichen Anzahl von Erwachsenen und 208 Kindern das hl. Sakrament der Firmung erteilen. Am 4. Oktober feierten wir das Silberjubiläum der St. Petersmission von Greepoint, die sich gleich in der Nähe der Stadt Kimberley befindet. Bei dieser Gelegenheit hatte ich wieder einmal die große Freude, 108 Personen zu firmen.

Es leben in den Grenzen meiner Diözese 443,531 Menschen, von denen 21,163 katholisch sind. Die meisten meiner Katholiken – 17,701 – sind Neger der Bantu-rasse, dem Betschuanenstamme angehörend. Sie sprechen die „Tswana" Sprache. Ihr Leben ist arm und einfach. Sie haben entweder ihre eigenen Eingeborenen Gebiete, oder leben in den sogenannten „Lokationen" außerhalb der Stadt. Die Neger in den Reserven leben von Viehzucht, andere arbeiten für weiße Farmer oder

ist.

Neben diesen Eingeborenen leben in meiner Diözese 1804 weiße Katholiken und 1658 katholische Inder und „Farbige". Unter „Farbigen" versteht man hier die Abkömmlinge von Negern, Indern und Europäern, während die Inder die Nachkommen der aus Indien nach Südafrika eingewanderten Hindus sind. Als mein Vorgänger, Erzbischof Meysing ,O.M.I., hier mit seiner Missionierung begann, zählte die Diözese kaum 4,000 katholische Seelen. Heute sind es mehr als fünfmal so viel! Gott hat die Missionsarbeit der Oblaten reich gesegnet, wie wir sehen. Doch immer noch sind 400,000 Seelen dem lieben Heiland fern. Sie zu bekehren ist nun meine bischöfliche Sorge.

(Schluß folgt)



Bischof Bokenfohr schaut seinen schwarzen Schuljungen zu, welche eifrig damit beschäftigt sind, einen Fußball zu flicken.

in den Diamanten- und Erzgruben. Auch als Hausangestellte sieht man sie sich ihr Brot verdienen. Der ihnen gezahlte Lohn ist niedrig, so daß ihr Lebensstandard auch demgemäß ziemlich arm

Heute mehr Martyrer als im Urchristentum

„Der herkömmliche Begriff des Martyrers reicht für unsere Zeit nicht mehr aus, da das Martyrium heute vielleicht unblutig ist", erklärte der bekannte amerikanische Rundfunk- und Fernsehsprecher Bischof Fulton Sheen.

In einer Ansprache vor katholischen Laien verglich er die römische Christenverfolgung mit der heutigen kommunistischen. Die römischen Verfolger wollten Blut sehen, die modernen dagegen wünschen kein Blut. Sie unterwerfen ihre Opfer psychologischen Folterungen und reiben sie durch geistige Torturen auf. Den chinesischen Martyrern werde der Tod geradezu verweigert. Darum müsse in Brevier und Meßbuch ein neuer, erweiterter Begriff des Martyrers zur Anwendung kommen. Bischof Sheen gab der Vermutung Ausdruck, es habe in den letzten 38 Jahren mehr Martyrer gegeben als in den ersten fünf Jahrhunderten des Christentums.

Lob des hl. Joseph

Gegrüßt in deinem Scheine,
Du Abendsonne, reine
Du alter Lilienzweig,
Der du noch hast getragen
In deinen grauen Tagen
So mildes Blütenreich.

Je mehr es sich entfaltet,
Zum Ehrenkranz gestaltet,
Der deine Stirn umlaubt:
Je mehr hast du geneiget,
In Ehrfurcht ganz gebeuget
Dein gnadenreiches Haupt.

Wie ist zu meinem Frommen
Dein freundlich Fest gekommen
In diese ernste Zeit.
Ich war fast wie begraben:
Da kamst du mich zu laben
Mit seltner Freudigkeit.

Zu dir will ich mich flüchten,
Mein schenes Leben richten,
O Josef, milder Hauch.

Annette von Droste-Hülshoff

Aus der Unterhaltungswelt

P. Joseph Schneider, O.M.I.

Das Ende eines jeden Jahres liefert eine Rückschau auf die Leistungen des Rundfunks, der Bühne und des Fernsehens. Preise werden verteilt für die besten Schöpfungen auf jenen Gebieten, Preise für die besten Schauspieler. Nach dem Urteil der Sachverständigen hat das Jahr 1953 manches Gute und Empfehlenswerte hervorgebracht. Leider auch manches Bedauernswerte. Die Zahl der minderwertigen Schaustücke ist gewachsen. Es gibt immer noch zu viele Spieler und Spielerinnen, die ihre Talente für irgendeinen Schund hergeben. Zu viele Kinobesitzer, die bereit sind irgend etwas auf die Leinwand zu bringen. Das Traurigste ist: die Filmerzeuger beanspruchen grenzenlose Zügellosigkeit in Herstellung ihrer Ware. Immer wieder holen sie sich ihr Material aus den Niederungen und Sumpflöchern der menschlichen Gesellschaft. Ehebruch, freie Liebe, Verbrechen jeder Art werden den Zuschauern dargeboten ohne Rücksicht auf den seelischen Nutzen oder Schaden, der ihnen daraus entquillt.

Vor etwa 20 Jahren hatte die Mehrzahl der Filmstudios sich verpflichtet, nichts Anstößiges mehr zu zeigen. Alles Peinliche und Verletzende aus ihren Bildern zu bannen. Alles zu vermeiden, was zur Lockerung der Sitten führen kann. Besonders die Jugend vor Verrohung zu schützen. Es war nicht Liebe zum Guten und Idealen, was ihnen dieses Zugeständnis abzwang. Nicht die Achtung vor der sittlichen Weltordnung. Nicht ehrliches Wohlwollen gegen die kämpfende Jugend. Sie fügten sich dem Druck der öffentlichen Meinung. Die Regierung drohte mit gesetzlichen Maßnahmen. Elternverbände, Schulbehörden, die Polizei, das ganze Publikum waren empört über Hollywood's Kulturbolschewismus. So wählten die Filmmagnaten das kleinere übel. Einzig die Angst vor finanziellem Schaden bewog sie sich freiwillig die Zwangsjacke anzulegen.

Man trug sie immer nur mit Widerwillen. Man zeigte die Unzufriedenheit damit durch ständig wiederkehrende übertritte und Verstoße. Diese mehrten sich, je mehr das Fernsehen (television) mit dem Kino in Wettbewerb trat. Immer mehr griff man zurück auf die Lieferungen aus der Tiernatur des Menschen, um die leeren Stühle im Theater zu füllen. Habsucht, Geldmacherei um jeden Preis ist die Haupttriebfeder für die „Kunst" dieser Düngerfabrikanten.

Ist es aber nicht noch viel bedauernswerter, wenn das Kino für religiöse Streit- und Haßpropaganda benutzt wird? Hier handelt es sich um Männer, die sich Christen nennen; die sogar Führer und Vertreter des reformierten Christentums sein wollen. Wir sprechen vom Lutherfilm, der gegenwärtig seine Runde durch die Lande macht.

Eine Reihe protestantischer Männer und Frauen, die mutig genug sind ihr eigenes Urteil zu wahren, haben ihn als ein ganz schlimmes Stück katholikenfeindlicher Hetze gebrandmarkt. Die katholische Kirche zieht darin überall den Kürzeren. Ihr Papsttum; ihre Einrichtungen und Gebräuche; ihre Theologen und Klöster. Die Mönche treten auf mit verschmitzten und verbissenen Banditengesichtern, wie Sträflinge, die zu lebenslänglicher Freiheitsberaubung verdammt sind; wie Halbwahnwitzige, die ans Narrenhaus gebunden sind.

Die Anregung zu dem Werk scheint vom Evangelischen Bund in Deutschland ausgegangen zu sein. Die Lutherliga in Amerika hat die Idee aufgegriffen und in die Tat umgesetzt. Die Frage ist: waren sich die Hersteller des Films der Bedenklichkeit ihres Tuns bewußt? Sie bemühen sich den Bruch Luther's mit der Kirche als eine einzigartige Großtat hinzustellen. Daher die einseitig günstige Zeichnung des Reformators. Die Idealisierung seiner Person auf Kosten der Gelehrten Eck und Erasmus. Auf Kosten der Wahrheit im allgemeinen! Daher die Verzerrung der katholischen Seite. Die geschichtlichen Fälschungen! Sehen sie nicht die Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens? Fühlen sie nicht, daß es die gegenteilige Wirkung haben könnte von dem, was sie erstreben?

Schon melden sich wohlmeinende Protestanten zum Wort und geben ihrer Empörung Ausdruck über die Feindseligkeit, die die Darbietung beherrscht; und das umsomehr, je mehr die Wirren unsrer Zeit nach einer christlichen Einheitsfront

schreien gegen die kommunistische Weltmacht. Katholische Führer aber und Kenner der Reformationszeit werden mit gutem Recht ihre Gemeinden auf die unchristlichen Seiten des Films aufmerksam machen. Werden ihnen den Unterschied erklären zwischen Geschichte und Legende in Luther's Leben und Reform; zwischen Wahrheit und Falschheit und Verleumdung. So mag das Unternehmen zu einer Neubelebung des Haders zwischen den christlichen Bekenntnissen führen und die Feinde der Kirche Christi mit Kampfmaterial beliefern. Alles in allem, ein sehr trauriges Ergebnis!

Die Redefreiheit ist in sich etwas sehr Schönes. Eins der Majestätsrechte des freien Mannes! Und eine lebenswichtige Sache in Parlament und Zeitungswelt, um jedweder Tyrannisierung zu steuern. Ist es aber nicht selbstverständlich, daß der ungehinderte Meinungsausdruck immer nur der Gemeinschaft dienen muß? Immer nur das Gute wollen und erstreben muß? Daß er stets aufbauen muß und nie zerstören darf? Das ist der tiefere Sinn und Zweck der Redefreiheit. Sonst würde sie ja das Gegenteil erreichen von dem, wofür sie angeordnet ist. Sie würde zur Giftspuckerei, die die Ehre der Mitbürger vernichtet, ihre Rechte vergewaltigt und das Gemeinwohl untergräbt. Statt den Genius (guten Engel) in der Menschenbrust zu fördern, würde sie in ihr den Dämon (bösen Geist) entfesseln. Anstatt fröhlichen Hochstand in der Volksbildung zu schaffen, würde sie die Schlacken einer Kraterlandschaft aufhäufen. Wie gut, daß wir noch Männer und Frauen haben, die diese Zusammenhänge sehen und kraftvoll verteidigen!

Christliche Kreise in den Ver. Staaten klagen gar sehr über den Tiefstand der Fernseherei; die Minderwertigkeit der Programme; die gesellschaftliche Versklavung des ganzen Unternehmens; die sittliche Mangelhaftigkeit der Darbietungen ohne Rücksicht auf das, was sich gehört.

In England wogt der Kampf hin und her zwischen seelenlosem Geschäftsgeist und der öffentlichen Meinung auf demselben Gebiet. Es geht um die totale Beherrschung der Television durch geschäftliche Ausbeutung und deren weise Bevormundung und Regelung durch die Volksvertretung.

In Kanada haben wir die gesetzliche Regulierung des Rundfunks. Wahre Volksfreunde sind dankbar dafür. Verschiedene Sprecher der Town-meeting in Vancouver haben jüngst diese Einrichtung wacker befürwortet. In der Blätterwelt sind die Meinungen darüber geteilt. (vgl. Saturday Night) Men-



St. Josef

O heil'ger Josef, Schutzpatron,
Nährvater du von Gottes Sohn,
Bei dir ich allzeit Hilfe find',
Gott gab mich dir als Pflegekind.

Erbitte mir, o Vater mein,
Daß stets ich sei von Sünden rein,
Nach Gottes Willen allzeit leb'
Und seine Ehre nur erstreb'.

Sei mein Beschützer immerdar,
An Seel' und Leib mich stets bewahr';
Komm mir zu Hilf' in aller Not
Und steh zur Seite mir beim Tod.

Von allen Heil'gen hochgeehrt,
Bist du im Himmel nun verklärt,
O gib, daß ich Gott ewig treu,
Beharrlich bis ans Ende sei.

Deutsches Kirchenlied aus dem Jahre 1669

schen, denen die Erziehung des Volkes am Herzen liegt, fragen sich, wie man sich in Privat-Radio und Fernseherei als einzig gültiges System verlieben kann. Was wir brauchen ist nicht das eine oder das andere, sondern beide zusammen in volkserzieherischem Wettbewerb.

Man vergleiche doch einmal allen Ernstes die Darbietungen unseres Regierungssystems und der Privatstationen. Die CBC ist bei weitem nicht fehlerfrei. Dennoch stellt sie alle andern Kanäle der Volksbeeinflussung in den Schatten. Ist es nicht so? Willst du etwas Belehrendes und Erhebendes für Herz und Geist, wendest du dich im Durchschnitt an sie. Und die andern? Sie bieten zu viel Unmenschliches und Untermenschliches. Unbegreifliche Zumutungen! Ihr „Wake up and smile" am frühen Morgen, wie widerlich!

Ihre Scherze? All zu oft ungenießbar!

Ihre Musik? Furchtbar verjazzt!

Ihre Reclame? Polizeiwidrig! Das ist ein Gewimmer, Gekreisch, Gekröhl und Gemecker: gut um Arterienverkalkung zu bekommen oder einen Schlag!

Neulich, hieß es in der Zeitung, wurde ein Admiral der Amerikanischen Flotte ins Krankenhaus gezwungen. Ein Mann von unersättlicher Arbeitslust, hatte er für Radio und Television niemals Zeit gehabt. Nun war's mit einem Schlage anders. Das erste Mal seit vielen Jahren drehte er an und lauschte. Versuchte verschiedene Stationen und drehte wieder ab. Wandte sich an die Pflegerin und fragte: „Was ist los mit unserm Land und Volk? Sind wir hier im Irrenhaus?" Wer noch Sinn und Verstand hat für Schicklichkeit und höhere Werte, stellt sich oft diese Frage.

Hier wird man nun einweden: Man muß dem Volke geben, was es sich wünscht! Und es wünscht sich das Geistesfutter, was wir ihm geben.

Wir sagen, solch eine Rede ist eine Verdrehung der Tatsachen. Die letzten Jahre haben immer wieder bewiesen, daß edle und erhebende Motive auf der Flimmerwand des größten Zuspruchs sich erfreuen. Es bezahlte sich in jeder Hinsicht. Es ist, daß der Mensch sich gar leicht hinunter ziehen läßt. Aber genau so wahr ist es, daß er sich zum Höhenflug begeistern läßt. Er hat Kräfte in sich, die ihn wie ein Bleigewicht in den Abgrund ziehen. Er besitzt aber auch Sehnsüchte (Hunger nach Wahrheit und Schönheit und unbegrenztem Glück), die ihn aufwärts drängen zu den Sternen. Es heißt seine tiefsten Triebe verkennen, wenn man ihn immer nur Schweineschoten füttern will. Gerade das tun die Mistkäfer in der Filmkolonie und die Pressezigeuner in den Großstädten. Sie enthüllen damit nur die Flachheit und Roheit ihrer verknöcherten Seelen.

Das **Volk** will dieses Futter, sagen sie. Wer ist dieses Volk? Es ist der Sammelname für Durchschnittsmenschentum. Das aber ist die überwiegende Mehrheit der jetzt lebenden Menschen. Es sind diejenigen, die auf allen Gebieten Hilfe und Führung bedürfen. Die in den wichtigsten Lebensfragen Kinder sind und Kinder bleiben. Es sind die weiten Massen von Amerikanern, die die durchschnittliche Geistesverfassung der 13jährigen haben und aus Mangel an höheren Idealen in der Sportswelt leben und funny papers lesen. Und die sollte man in Sachen der Erziehung und Bildung ganz sich selber überlassen? Sollte das dunkle Drängen und Tasten ihrer Seelen und Gemüter als höchste Norm für Kunstbetätigung annehmen?

Eine gute Mutter sagt nie: Gib den Kindern, was sie wollen. Sie hält sich an den allbekannten Grundsatz: Scheren, Messer und Gabeln sollen die kleinen Kinder nicht haben. Das ist vernünftig; alles andere ist Unvernunft. Was aber von der Familie gilt, gilt vom ganzen Volk.

Der Schöpfer wollte keine öde Gleichschaltung aller Menschen ohne Unterschied. Er wollte Eltern

---

Maria „aus der wir geistig hervorgingen, einen Leib mit Christus, dem Haupt der Kirche, bildend" (Pius X) ist die „Mutter, die für jeden einzelnen von uns vor Gott fleht und bittet, wie die verwitwete Mutter um ihren einzigen Sohn geweint hat. Denn sie leidet geistige Mutterschmerzen wenn sie sehen muß, wie ihre Kinder durch Laster dem Tod verfallen."

(St. Ambrosius)

und Kinder; Lehrer und Schüler; Hirten und Schafe; Führer und Geführte; Meister und Lehrlinge.

Seine weisheitsvolle Güte wollte eine wundersame Staffelung der Volksmassen. Ein gegenseitiges Aufeinander-Angewiesensein. Abhängigkeit in Unterhalt und Erziehung. Er schuf damit ein riesiges Feld für wohlwollende Betätigung; für den Austausch der Kräfte; für die gegenseitige Entwicklung der körperlich-geistigen Fähigkeiten.

Hier tritt die ungeheure Verantwortung des Rundfunks, der Filmindustrie und der Weltpresse zutage. Warum übernehmen sie nicht die Führung nach oben? Warum haben sie sich dem Nihilismus verschrieben? Warum liebäugeln sie in bolschewistischer Zerstörungswut mit den zersetzenden Gewalten im Volksleben? Warum keine Verbrüderung mit den edlen, himmelstürmenden Kräften in der Menschenbrust? Das Volk will es so? Es ist die Sprache der Unterwelt; des Geistes, der alles verneint.

Nicht das Krankhafte und Menschenunwürdige muß betont werden sondern das Wahre, Gute und Schöne. Nicht im keimgeschwängerten Sumpf muß die Unterhaltung einherschreiten sondern in erfrischender Höhenluft. Nicht Höhlen- und Krötenmenschen sind die Verwirklichung des Menschheitsideals sondern Gott-und Wahrheitssucher, die aufgeschlossen sind für alles Erhabene und Himmlische.

Weltkirche in Zahlen

Die Ausbreitung der Kirche in der Heidenwelt war in der urchristlichen Zeit ein Geheimnis – und sie ist es heute noch.

Nie war die Zahl ausschlaggebend, und Gott rechnet nicht wie unsere Statistiker. Es tut aber gut, einmal die nüchterne Zahl zu uns sprechen zu lassen. Vielleicht leitet sie uns an, Erkenntnisse zu gewinnen, die dann wieder den Missionen zugute kommen.

	Weltbevoelkerung	Gesamtzahl der Katholiken
Asien	1,300,324,000	31,090,400
Europa	591,173,500	230,910,100
Amerika	336,327,400	189,986,756
Afrika	197,229,000	17,442,470
Ozeanien	14,292,000	2,664,200

Oder insgesamt gesehen: bei einer Weltbevölkerung von 2,439,346,350 gibt es 472,093,926 Katholiken.

Die katholische Bevölkerung jedes Kontinentes in Verhältniszahlen zur Gesamtbevölkerung:

Nord- und Südamerika	56,0%
Europa	39,0%
Ozeanien	20,0%
Afrika	8,5%
Asien	2,3%

49% aller 472 Millionen Katholiken der Welt leben in Europa, 40% in Amerika.

Praktisch existiert die katholische Kirche noch nicht in Tibet, der äußeren Mongolei, Grönland, Arabien, Afghanistan. Sie hat nur 1% Anhänger in China, dem größten Volk der Erde, in Birma, Korea, Pakistan, Siam, in der Türkei und im Iran. Beängstigend ist die Tatsache, daß die Christen einen jährlichen Geburtsüberschuß von 10,4 Millionen haben, während er bei den Nichtchristen über 17,3 Millionen beträgt. Das heißt, wir müssen außerordentliche Anstrengungen in der Missionierung machen, um allein dem natürlichen Geburtenüberschuß der Nichtchristen durch Konversionen und Taufen ein entsprechendes Gegengewicht zu verleihen und das Christentum nicht immer weiter in die Minderheit geraten zu lassen.

Trotz dieser scheinbar bedrückenden Statistik dürfen wir nicht verkennen, daß in vielen Gebieten die Kirche im Vormarsch ist. In Afrika z.B. gab es vor 50 Jahren nur eine Handvoll Missionare, heute zählt man dort 17 Millionen Katholiken. In 53 Jahren stieg die Zahl der Priester in Afrika von 1735 auf 9340. überall werden einheimische Kirchen gegründet. Die Missionare, die aus Europa und Amerika kamen, säten nur. Die Länder selbst werden ernten und wieder ausstrahlen. Im Jahre 1789, am Vorabend der französischen Revolution, gab es in den Gebieten, die der Römischen Propagandakongregation unterstellt waren, nur 300 Missionare; heute dagegen sind es 27,000 Priester und Brüder, dazu kommen 60,000 Ordensfrauen, die 30 Millionen Neuchristen betreuen. Zehntausende von Laienhelfern stehen daneben noch in der Arbeit am Reiche Christi in den Missionsländern.

Die Madonna hat gegeben und genommen

Als das beklemmend fahle Licht gegen Mittag etwas gelber wurde, kehrte Camillo in sein Dorf zurück. Die Straße war knöcheltief verschlammt, bei jedem Schritt der Gummistiefel zischelte und brodelte es zu ihm herauf, der sich blitzhaft seiner ganzen Verlassenheit bewußt wurde. Mitten auf der Straße von Adrino nach Ribale rief er gellend: „Felicas!"

Der Ruf erstickte wie in einer vulkanisch fremden, echolosen Welt. Es war kindisch überflüssig, auch noch „Ignazio!" zu rufen, denn seit 10 Tagen war er von Weib und Kind getrennt. Auch in Adrino hatte ihm niemand sagen können, wohin die Lastwagen sie gebracht hatten. Als er den Kopf hob, erblickte er den Kirchturm von Ribale! Nicht deutlich, nur verschwommen in der Ferne, aber untrüglich vorhanden.

„Unsere Kirche ist noch da!" sagte Camillo freudig. Er zerrte den Sack mit seinen geretteten Habseligkeiten nach vorn auf die Schulter und ging, das hagere Gesicht unter der Strickmütze weit vorgereckt, schnell dem Dorfe zu. Er fing an, seine Gedanken laut auszusprechen.

„Die Kirche ist noch da! Und wann werde ich meine Hütte sehen? Wenn sie nun – nicht – –, wenn die Flut sie – –?" Da schwieg er und schüttelte den Kopf. „Nein!" rief er halblaut. „Wo sollte ich wohl Felicas lassen, wo den kleinen Ignazio bergen? Aber die Hütte steht ja hinter der Kirche, und die Kirche wird die Flut aufgefangen und die Wellen geschnitten haben."

Der Tag wird heller, und alle Dinge waren plötzlich häßlich geworden. Jedoch die ärmlichen, gewalttätig entstellten Hütten glichen jetzt lebenden Wesen, die mit offenen Mündern zu ihm herüberseufzten. Da konnte Camillo nicht anders: er schrie und flüsterte, weinte und lachte und betete wirr durcheinander. Die Madonna hatte das Dorf beschützt und die Flut – –, noch wußte man nicht alles, man mußte seinen Sack vom Kilometerstein nehmen und langsam die Dorfstraße hinaufgehen. Als er den Sack schulterte, hörte er das Brummen von Adrino her. „Ein Lastwagen!" sagte er aufgeregt, und er spürte, wie er zitterte. „Vielleicht sind sie es gar nicht", murmelte er. „Doch – unter der Plane werden sie sitzen!"

Vorn saßen zwei Soldaten. Die Reifen waren umkettet, sie griffen große Maulvoll Schlamm und spuckten ihn seitlich von sich.

„Haltet doch!" schrie Camillo, da fuhr der Wagen schon vorbei. Graue Gesichter, junge und alte, fremde jedoch alle, schwammen einfach in dem gelben Licht davon. „Vielleicht sind sie auf dem zweiten oder dritten Wagen", tröstete er sich, schüttelte eine dicke Schlammflocke von sich und ging langsam ins Dorf. Die Tür seiner Hütte war fort, ein Fenster auch, aber die Wände aus hartem Bruchstein hatten standgehalten. Er suchte zusammen, was geblieben war, leerte den Sack und setzte sich auf seine am Boden ausgebreitete Decke. Durch das Türloch sah er die Südecke der Kirche und ein Stück der Straße nach Fulgano. Ein Frosch hüpfte auf die Schwelle, glotzte ihn an und verschwand wieder. „Ich muß Feuer machen", dachte er. „Sie werden Wärme brauchen können."

Im Verschlag draußen fand er noch Scheite. Er spaltete sie mehrmals mit dem Taschenmesser und schichtete sie über einer alten Zeitung, die er in seiner Bluse fand, in den Herd. Die Flamme wärmte ihn innerlich. „Wird schon wieder alles gut werden!" nickte er vor sich hin. Dann ging er zum Steinbruch hinunter, aus der Tiefe aber blinkte ihm ein See entgegen! Seine Arbeitsstätte war vorerst verloren! Womit sollte er jetzt Geld verdienen?"

„He Camillo!" wurde er plötzlich angerufen. „Was starrst du hinunter in den Sumpf?" Auf der anderen Seite stand Pietro.

„Ah, Pietro! Wie ist's bei dir?"

„Wie soll's sein, Mann? Wir armen Hunde waren, scheint's noch nicht arm genug", rief er zurück.

„Aber die Madonna hat unsere Häuser bewahrt, Pietro, und – –"

* * *

„Zeig dich uns als Mutter, o unbefleckte Jungfrau! Zeig dich uns als Mutter durch deinen mütterlichen Einfluß auf Jesus, wenn du für uns betest; als Mutter auch, indem du uns zuwendest deine barmherzigen Augen."

Den verläßlichen Klang wie eine stille Verheißung im Ohr stieg Veronika die Treppe hinan, die ihr steiler schien als zuvor. Mit dem Weihbrunntropfen auf der Stirn und einem demütigen Gebet im Herzen, versuchte sie zu ruhen, daß sich der Gram und die Angst entwirre unter dem Balsam des gerechten Schlafs. Aber er mied sie. Da er sie mied, zwang er sie, nach ihrem Anteil an der Schuld zu forschen, die den unseligen Tag heraufbeschwor, der kein Ende nehmen wollte. War es nicht doch ein seliger Tag?

All die Jahre ihrer Ehe übersann sie still. Die jungen, dürftigen mit den paar Feldern und dem bißchen Kleinvieh. Aber dem Reichtum an Hoffnung und Liebe. Die späteren mit den vielen, vielen Mühen, mit dem selbstverleugnerischen Schweiß, der die wachsenden Äcker tränkte. Jene fruchtbaren, in denen der Stall zu klein wurde und das Haus zu eng, die Ziegen eingetauscht werden konnten gegen Kühe und zu den Hühnern die Enten und Gänse kamen. Gewaltsam und herrisch, jäh und eigenwillig ist er wohl immer gewesen, der große, ungelenke Mann, aber treu und rechtschaffen wie keiner. Sparsam und genügsam wie niemand, zielbewußt wie niemand weit und breit, mochten die Bequemeren auch spotten über den Häusler, der ein Bauer werden wollte und – wurde! Sie zogen die Mäuler nimmer verächtlich schief, als er den Wald jenseits des Baches bar bezahlte, der mächtig in das Holz wuchs.

Als nach den Mädchen, die zart und schwächlich bald wieder von der rauhen Welt schieden, endlich der Sohn kam, fest, gesund und fröhlich, schien die Kraft des Vaters noch einmal von neuem zu



An Maria

Du bist mir Wehr und Schild
wenn es die Stunde gilt,
Du Eine.
Du bist das helle Licht,
das durch mein Dunkel bricht
Du Reine.
Du gibst mir frohen Mut,
Du bist mir Mutter gut,
Du Feine.
Du bist mir Weg und Zeit
und Tor zur Ewigkeit
Du Meine.

---

beginnen. Damals erhellte manchmal ein Lachen seine Schwerfälligkeit und eine weiche Regung sein Gemüt.

Damals . . .

Viel zu früh mußte der Erbe des Hofes von der dampfenden Erde, die er eben erst ein wenig zu begreifen und im Begreifen zu lieben anfing, fort in den Krieg.

Zwischen Vater und Mutter ging er abschiednehmend an den Feldern entlang, beklommen und stumm. Unvermittelt, wie so oft die Regungen aus dieser rebellischen Brust brachen, blieb der Vater just auf der schmalen Brücke über den Bach plötzlich stehen, sah den Sohn mit stählernen Augen an und sagte mehr noch mit diesem zwingenden Blick beschwörend als mit dem harten Mund: „Halt' dich gut, Bub, komm' als Bauer oder nimmer heim!" Er packte ihn für die Länge eines Atemzuges bei beiden Armen und ließ ihn gehen.

Als der Sohn sich noch einmal zurückwandte und ja rief, da standen Vater und Mutter Hand in Hand, wie er sie nie gesehen, noch immer auf der Brücke und schauten ihm nach. Dann nahm ihn die grüne Dämmerung des Waldes auf.

Halt' dich gut Bub, komm' als Bauer oder nimmer heim . . .

Ein paar mit heißem Herzen erwartete Karten flatterten in die dörfliche Stille. Bald folgte die große Angst, das lange Schweigen.

Bis zu dem Brief, der alles änderte und den Dingen vorerst dennoch keine neue Deutung gab.

Mutter Veronika hat ihn zitternd gelesen, zweimal, zehnmal, lachend und weinend, hoffend und verzagt.

Mit geschlossenen Augen lag sie nun in der dunklen Kammer und wußte wohl jedes Wort.

„Ja, Mutter, da melde ich mich also. Wenn ihr noch lebt, sollt ihr wissen, ich bin nicht tot. Wer unseren Vater kennt, zweifelt nicht daran, daß es ihm verteufelt ernst war, als er beim Abschied sagte, ich dürfe nur als Bauer heimkommen.

Ja. Eben. Da dachte ich, es sei für Euch leichter, um einen gefallenen Sohn zu trauern, als um einen abtrünnigen zu weinen. Das wars, warum ich Euch verschlossen bleiben wollte. Um es kurz zu machen: ich bin verwundet in Gefangenschaft geraten. Vorher war die Hölle aus Feuer und Tod. Nachher die aus Haß und Dreck und Niedertracht. Die aus Verzweiflung und Flucht. Hätte damals ein Weg zu Euch

geführt, ich hätte keinen andern gesucht und gekannt. So aber hat mich ein französisches Mädchen aufgenommen, als ich vor Hunger und Schwäche nimmer weiterkonnte. Ein braves Mädchen. Sie ist seit zwei Jahren meine Frau. Eine gute Frau.

Genau an Deinem 75. Geburtstag, Mutter, haben wir einen Jungen bekommen und ihn Christoph getauft, trotzdem hier niemand diesen Namen kennt und ihn außer Juilette niemand leiden mag.

Juilettes Eltern haben hier ein Radio- und Elektrogeschäft. Da ich doch Funker war, kann ich gut mitarbeiten. Es ist wichtig, daß ich es tue, denn Juilettes Vater wurde, als wir Frankreich überrannten, blindgeschossen. Ein Sohn ist nicht da. Ich glaub' ich passe auch gar nicht mehr in Euer abgelegenes Dorf. Das hat nichts mit Untreue zu tun und nichts mit Trotz, Mutter. Wer den Krieg Aug' in Aug' erleben mußte, den hat er anders gemacht. Anders. Ob besser oder schlechter, wer kann das schon sagen?

Nun weißt Du, liebe Mutter, wie das alles ist. Daß unser Junge auf die Welt kam, als Du eben 75 Jahre wurdest – ist das nicht wie von Gottes Finger zurecht gerückt? Es hat mich nachdenklich gemacht. Seither habe ich keine Ruhe mehr um Euch. Wenn Vater den Willen hat, die Gnade zu erkennen, werden Juilette und ich Euch eines Tages Christoph bringen, der schon jetzt angesichts weidender Lämmer außer sich gerät vor Lust.

Ich gäbe viel um das Wissen, wie Euch mein Brief trifft, und wollte, er brächte Euch mehr als er Euch nimmt."

Ist das menschenmöglich, dachte Mutter Veronika wieder und wieder in der Einsamkeit der tiefen Nacht, daß ein Vaterherz die Enttäuschung über einen unerfüllten Traum vor das Glück stellt, daß sein Kind lebt?!

Mit unbewegtem Gesicht hatte der Bauer den Brief zu Ende gelesen, als er gekommen war, ihn sauber zusammengelegt und in aller Ruhe, die erregte, zurück in den Umschlag gesteckt. Ehe sein Weib noch begriff, was in ihm vorging, brach es dumpf aus seiner Brust, gewaltig wie das Brüllen eines getroffenen Stiers: „Der wortbrüchige Schuft!"

Dann hatte er mit wuchtigen Schritten die Stube durchkreuzt, hatte das Bild des Sohnes aus dem Hergottswinkel gerissen und war hinausgestürzt, den blühenden Baum zu fällen, der das Alter seines Erben hatte – genau auf den Tag . . .

Lieber Gott, betete die Mutter in der dunklen Kammer, lieber Gott, es ist wieder einmal so, daß Du es wenden mußt, sonst geht er an sich selber zugrunde, der störrische, der schreckliche, der arme, arme Mensch!

Von der Kraft ihrer gläubigen Einfalt getröstet, schlief sie endlich ein und ruhte Stund um Stund.

Als mit dem neuen Morgen das alte Leben auf dem Hof wieder begann, wie alle Tage vorher und alle Tage, so lange er bestehen wird, pfropfte die Mutter auf dem geschändeten Stamm vertrauensvoll drei junge Reiser auf. Sie wußte: es ist mehr als fraglich, ob er sie annehmen und einbeziehen wird in den durchhauenen Kreislauf seines Saftes, denn nach dem Gesetz des Wachsens war es zu spät für dieses Jahr. Aber vielleicht will Gott eines seiner lieben Wunder tun an ihrem schlichten Werk . . .

Mit gefalteten Händen um Segen bittend, ganz umflossen vom keuschen Leuchten der Früchte, erwartete sie den Bauern, der ruhig aus dem Schatten seines Waldes trat und gemessen auf seinen Hof zuschritt . . .

* * *

Es sagt der Psalm: „Tretet hin zu Ihm, und ihr werdet erleuchtet!" Und Maria ruft uns zu: „Bei mir ist Rat und Tüchtigkeit; Einsicht und Stärke sind bei mir!"

Ich bin ein chinesischer Katholik. Ich liebe mein Land, aber ich liebe auch meine Kirche. Ich verurteile kategorisch alles, was den Regeln meiner Kirche widerspricht, und vor allem will ich an nichts teilhaben, was Zwietracht sät. Aber wenn die Kirche und die Regierung nicht zu einer Einigung kommen können, bleibt allen chinesischen Katholiken früher oder später nichts anderes übrig als zu sterben. Warum soll ich dann nicht sofort mein Leben anbieten, um die gegenseitige Verständigung der einander gegenüberstehenden Parteien zu beschleunigen? Wenn man mein Angebot nicht annimmt, so darum, weil man jede Verständigung ablehnt, weil man den Frieden nicht will.

(Aus der Ansprache eines chinesischen Priesters vor seiner Verhaftung durch die Kommunisten)

* * *

Roswitha stiehlt

von Walter Hüttemann-Dux

Als das Gesinde sich um die dampfende Schüssel gesetzt hatte, sprang ich aus dem Fenster und lief um den Ostflügel des Hauses in die Scheune.

Ich kletterte die engsprossige Leiter hinauf und legte mich flach ins Heu, den Kopf angehoben, damit ich das Scheunentor sehen konnte.

Der Duft sonnendürrer Gräser füllte meinen Kopf, und als ich ihn ermüdet auf meine verschränkten Arme legen wollte, hörte ich das Kreischen der verrosteten Angeln, und durch den schmalen Spalt des Tores zwängte sich Roswitha.

Sie lief zu den Nestern, griff mit geübter Hand hinein und steckte drei oder vier Eier in ihre Schürzentasche, rannte wieselschnell zum Tor, äugte durch die Ritzen und verschwand.

Also Roswitha, dachte ich, Roswitha stiehlt. Und mir schmerzte plötzlich der Kopf, und mein Magen war leer wie ein schlaffer Ball, und ich stolperte über das wabblige Heu zur Scheunenwand und starrte mit suchenden Augen über den Hof.

Ausgerechnet Roswitha! Herrgott, wäre es doch Franz oder Kurt gewesen, die hätten den Zorn meiner Mutter grinsend ertragen, und ich hätte sie verhauen – aber Roswitha? Und während ich überdachte, was ich meiner Mutter melden sollte, sah ich drüben Roswitha am schmalbrüstigen Blechherd hantieren.

Ich ging zu einem breiten Spalt und konnte nun das kleine, mit wenigen Möbeln, Kisten und Kästen sehr notdürftig ausgestattete Zimmer überblicken. Roswitha lief eilfertig vom Herd zum Tisch und buk in einer rostgerauhten Pfanne die Eier, und ich bewunderte die Sicherheit ihrer Handgriffe und dachte, daß ich nicht einmal Kaffe kochen konnte.

Sie legte die Kuchen auf einen zerbeulten Aluminiumteller, nahm ein Stückchen Brot und ging zum Bett hinüber. Und jetzt erst sah ich, daß ihre Mutter bleich und reglos in den blaukarierten Kissen lag. Roswitha setzte sich an den Rand des Bettes und gab ihr kleine Bissen in den Mund. Die Mutter mußte sehr krank sein, denn sie kaute langsam, und ihre Hände lagen blaß und ausgezehrt auf dem Laken.

Eine würgende Traurigkeit überkam mich, und ich empfand Scham, daß Roswithas Mutter krank und hilflos in ihrem Zimmer lag, und wir es nicht einmal wußten, und daß Roswitha aus Not hatte stehlen müssen, während unser Hund die abgeschabten Knochen verschmähte. Und als ich wieder hinüber sah, nagte Roswitha an einem Kanten Brot, und ihre Hand lag auf der grauen Decke, oberhalb des Herzens ihrer Mutter.

Ich kletterte beklommen die Leiter hinunter, nahm die restlichen Eier aus den Nestern und brachte sie meiner Mutter.

„Mehr nicht?“ fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

„Hast du Roswitha gesehen?“

Ich sah in Mutters strengfaltiges Gesicht und drehte meinen Kopf langsam hin und her.

„Roswitha kam kurz nach dir über den Hof, ihre Tasche war gefüllt, und sie ging recht vorsichtig. War sie nicht in der Scheune?“

Ich sah an meiner Mutter vorbei auf den blauen Topf, der mit Fleisch gefüllt war und sagte:

„Nein, sie war nicht in der Scheune, ich sah sie aus dem Dorf kommen.“

„So?“ sagte meine Mutter und sah mich mißtrauisch an, „setz dich.“ Und als sie zum Herd hinüber ging, rief sie drohend: „Ich werd sie noch erwischen.“

„Ihre Mutter ist krank“, sagte ich. „Faules Fieber“, schrie meine Mutter.

„Sie ist ganz bleich, und Roswitha muß sie füttern.“

Meine Mutter schob den Teller mit Fleisch und Knödeln unter meine Nase, sah mich von der Seite an und fragte:

* * *

Dreimal und mit einer dreimaligen Eindringlichkeit sagt die Schrift, daß der Mensch als Ebenbild Gottes von Gott erschaffen ist. Wie in Sorge, es könnte dieses eigentliche Wesen des Menschen je einmal vergessen werden. Wie eine Warnung, als könnte sich je einer an dieser Würde vergreifen. Wie eine Bitte, wie ein Bangen hört sich das an. Wie ein Cherub steht das Wort am Beginn der Menschheit und spricht drohend: Du bist Gottes Ebenbild! Hüte es!

Michael Pfliegler

Die unbefleckte Jungfrau, die Königin des Friedens, steigt in diesem verlorenen Winkel der Pyrenäen zur Erde herab. Sie kommt zu Bernadette. Sie macht aus ihr ihre Vertraute, ihre Mitarbeiterin, das Instrument ihrer mütterlichen Zärtlichkeit und der barmherzigen Allmacht ihres Sohnes, um die Welt durch ein neues, unvergleichliches Verströmen der Erlösung in Christus wiederherzustellen, um nicht nur das Vaterland, sondern zugleich die ganze Welt von einer Sklaverei zu befreien, die viel schwerer und demütigender ist, als die des fremden Joches: Der Sklaverei des schwachen und tyrannischen Fleisches, der machtlosen und hochmütigen Vernunft, des steuerlos treibenden, an allem zweifelnden Herzens. Du großer Gott, mit welchen Waffen! Mit welchem Losungswort! Das arme, kleine Soubirous-Mädel muß dieser eitlen und sinnlichen Welt zurufen: „Gebet, Buße, Buße, Buße!" Schweig still, o Bernadette, schweig still! wir haben verstanden. In deinem Schrei „Buße, Buße, Buße" schwingt der des Kreuzes, des Kreuzes, des Kreuzes mit.

Papst Pius XII.

(Aus seiner Rede als Kardinal-Legat in Lourdes 1935)

* * *

„Warst du oben?"

„Nein", sagte ich und schob den Teller zur Seite, „nein, ich sah es von der Scheune."

Die ist immer krank, wenn es viel Arbeit gibt."

„Sie ist ganz blaß, und ihre Wangen sind eingefallen. Darf ich Milch hinüber tragen?"

„Untersteh dich", schrie meine Mutter, „untersteh dich, iß und treib die Kühe aus."

„Ich habe keinen Hunger", knurrte ich, stieß den Teller an den Tischrand und ging auf den Hof, und meine Mutter drohte mit dem Kochlöffel und schimpfte bedenklich laut.

Am folgenden Vormittag ging ich in die Scheune, nahm drei Eier aus den Nestern und trug sie zu Roswitha. Ich sagte, die seien von meiner Mutter, und sie solle die Eier der Kranken geben, und ich würde ihr täglich welche bringen. Roswitha war verlegen, und sie sagte, daß ihre Mutter Milch brauche und vielleicht sterben müsse; und plötzlich weinte sie.

Ich streichelte ihr dunkles Haar und sagte, ich würde meine Mutter um Milch bitten, und Roswithas tränenumglänzte Augen sahen mich dankbar an.

Jetzt stahl ich täglich Eier und Milch und nahm auch Brot und Fleisch und trug es zu Roswitha. Und als endlich der Arzt kam, nötigte ich ihn geschickt in unsere Stube. Als meine Mutter von ihm erfuhr, daß die Krankheit ernst war, gab sie mir einen Teller mit Kuchen und sagte:

„Trag das hinüber."

Roswithas Mutter überstand die Krise, als im Wald die Beeren reiften, und sie saß täglich in der mildstrahlenden Sonne, bleich und abgezehrt, während Roswitha Früchte suchte.

Sie kam abends in unsere Stube und brachte einen großen Korb schwarzer Beeren, stellte ihn vor meine Mutter und sagte:

„Die sind für Eier und Milch, und ich werde jetzt täglich welche suchen und sie Ihnen bringen."

Meine Mutter nahm wortlos die Beeren, ging in den Nebenraum und kam mit einem gefüllten Korb heraus.

„So", sagte sie und drückte Roswitha den Korb in die Hand, „und wenn du etwas brauchst, so komm herein."

Roswitha nahm zögernd den Korb, dankte und rannte, wohl aus Angst vor der ungewohnten Freundlichkeit meiner Mutter, hastig aus dem Zimmer.

Ich saß in der Ofenecke und hatte einen heißen Kopf, und als meine Mutter zu mir herüberkam, duckte ich mich verängstigt an die Kacheln. Sie setzte sich aber auf die Bank, legte ihre schwarzgefurchte Hand auf meinen Kopf und sagte:

„Roswitha wird mal ein tüchtiges Mädchen."

Da war in meinem Herzen ein heller Jubel, und ich freute mich, daß meine Mutter trotz ihrer Strenge ein weites Herz hatte, und ich schlang meine Arme um ihren Hals und küßte sie.

* * *

„Göttliches Leben hat Maria von ihrem Sohne für das leibliche Leben empfangen, das sie ihrem göttlichen Sohne geschenkt hatte. Jesus selbst ist die Quelle dieses göttlichen Lebens in Maria" (Marmion). Das Licht und die Gluten der Fülle der Gnaden in Maria erwirkten, daß die Mutter Jesu zur Schmerzensmutter des Mannes der Schmerzen wurde. Sie lebte, sie litt, und sie starb im Geiste den Opfertod ihres am Kreuze sterbenden Sohnes.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

1. Fortsetzung

„Nun, Susanne, schöne Worte bekehren die Herzen noch lange nicht! Da müßt ihr wacker beten; das nützt mehr, als über die Verstocktheit der Sünder jammern. Der liebe Gott ist langmütig und barmherzig und weiß die Irrenden zu finden."

„Du liebe Zeit! Da habe ich mich am Ende durch geistigen Stolz und Lieblosigkeit verfehlt, und ich wollte doch nur dem Herrn Pfarrer sagen, wie schön er gepredigt hat! Nehmen Sie nichts mehr von diesem Rindsbraten? – er ist wahrscheinlich wieder etwas hart und zäh. Der Metzger hat uns wieder Fleisch von einer alten Kuh geliefert. Ich mit meinen drei Zähnen kann schon gar nichts beißen; aber Sie sind ja noch jung und haben ein vortreffliches Gebiß – geht's doch nicht? Soll ich abtragen? Aber wie werden Sie es denn bei so wenig Essen aushalten?"

„Ganz gut, Susanne. Nur müßt Ihr mir jetzt etwas Zeit lassen, die Christenlehre vorzubereiten; denn die ist noch wichtiger als die Predigt", entgegnete Abbe Montmoulin und sah lächelnd der besorgten Alten nach, welche unter Kopfschütteln mit den Schüsseln durch die Türe verschwand. Dann griff er zum Katechismus und zu einem Exempelbuche und überdachte noch einmal den Unterricht, den er schon im Laufe der Woche studiert hatte. Sinnend saß er da, den Kopf in die Hand gestützt. Die freundlichen, etwas bleichen Züge des schönen, noch jugendlichen Gesichtes ließen seine ernste, aber im Grunde doch fröhliche Natur erkennen, welche durch eine reine, in den Übungen des Studiums und der Frömmigkeit verbrachte Jugend veredelt war.

Zu dem Priester paßte seine einfache Umgebung – das schlichte Zimmer mit den weiß getünchten Wänden, dem braunen Holzwerk an der Decke und dem Türrahmen, welche mit wunderlichen Schnitzereien aus alter Zeit verziert waren. Auch das Kruzifix an der Wand und ihm gegenüber das Vesperbild hatte die kunstfertige Hand und der fromme Sinn irgend eines alten Meisters geformt. Freilich die wohlfeilen, vergoldeten Vasen neben der schmerzhaften Mutter paßten nicht recht zu dem alten Schnitzwerk; auch das ärmliche Stehpult aus Tannenholz sowie das schmucklose Büchergestell mit den wenigen Büchern und alle übrigen Möbel redeten laut von der Dürftigkeit des Priesters. Aber es war eine Armut, die mit Frohmut und Zufriedenheit Hand in Hand ging. Und in der Tat, was bedurfte er auch des Prunkes? Die süßduftenden Hyazinthen, die am offenen Fenster prangten, der liebe Sonnenschein, der freigebig sein Gold in die Stube warf, die linden Frühlingslüfte, die den Duft der blühenden Bäume aus den Gärten herauftrugen, machten die einfache Zelle traulicher und wohnlicher als die reichen Teppiche, kostbaren Gemälde und üppigen Möbel ein Prunkgemach. Alles in der Umgebung des Pfarrers atmete Sonntagsruhe und heiligen Frieden, und nichts ließ ahnen, wie nahe der Sturm sei, der diesen Frieden grausam stören sollte.

Nur zu bald rief die Glocke den Pfarrer wieder in die Kirche. Nach der Christenlehre, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm, folgte Vesper mit Kreuzwegandacht und sakramentalem Segen. Zum Schlusse hatte er noch ein Kind zu taufen.

Was Wunder, daß der gute Abbe Montmoulin sich endlich mit einem Seufzer der Erleichterung in seinen Lehnstuhl setzte und bei der milden Frühlingsluft, welche durch das offene Fenster einströmte, beinahe eingenickt wäre? Aber er rieb sich die Augen und sagte: „Was? schlafen am hellen Tag? Nein, dafür bin ich noch zu jung. Geschwind, es

erübrigt gerade Zeit, die Rechnungen des St. Joseph-Vereins noch einmal nachzusehen und das Geld zu zählen, welches Madame Blanchard bei meinem Vorgänger und mir hinterlegte. Sie will ja morgen die große Summe hier abholen. Gott sei gepriesen, daß jetzt mit dem Baue des Krankenhauses begonnen wird. Wie es nur möglich ist, daß diese gute Madame Blanchard mit ihren Gefährtinnen eine solche Menge Geld zusammenbringt! Die Wohltätigkeit ist doch noch groß in unserem Frankreich; vielleicht verdient sie uns Gnade bei Gott und die Wiederkunft des alten, frommen Glaubens."

In diesen Gedanken warf der Priester einen Blick durch das Fenster hinab auf das Dorf, das unter blühenden Bäumen fast versteckt in stiller Sonntagsruhe lag. Dann öffnete er das Schreibpult, in welchem die Kasse des St. Joseph-Vereins verschlossen war. Eine Zeitlang las und rechnete er und zählte dann langsam und umständlich, wie es gewiß kein Geschäftsmann getan hätte, die Summe auf den Tisch.

„80 Hundertfrancsscheine macht 8,000 Francs", zählte er, „50 Zwanzigfrancsscheine macht 1,000 Francs – zusammen 9,000 Francs in Papier. 75 Goldstücke a 20 Francs macht 1,500 Francs in Gold – zusammen 10,500 Francs, und 215 Hundert-Sous-Stücke sind 1,075 und 425 Francs in kleinerem Gelde – alles zusammen die 12,000 Francs, die Madame Blanchard dieser Tage holen will. Meiner Treu, eine schöne Summe! Ich habe noch nie so viel auf meinem Tische gesehen!" Und der Abbe gab sich nochmals daran, die Rollen mit den Zehn-Sous-Stücken zu zählen. Er war so eifrig in dieser ungewohnten Beschäftigung, daß er es ganz überhörte, wie schon zweimal an der Türe geklopft worden war, und rief fast erschrocken „Herein", als man jetzt ein drittes Mal laut pochte.

Herein trat der Küster und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld auf dem Tische ausgebreitet sah. „Alle Wetter!" rief er, mit gierigem Blicke den Stoß Bankscheine, die funkelnden Goldstücke und den großen Haufen Silbergeld musternd, und fügte dann rasch bei: „Bitte um Entschuldigung, Herr Pfarrer! Aber ich hatte keine Ahnung, daß Ew. Hochwürden so reich seien."

„Es ist auch kein Sou von dieser Summe mein eigen", entgegnete Abbe Montmoulin, dem es doch nicht lieb war, daß ihn gerade sein Küster beim Zählen einer solchen Summe überraschte.

Er traute dem Manne nicht recht, der allerdings ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Derselbe war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mensch von wohl 40 Jahren; seinen etwas abgelebten Zügen nach hätte man ihn aber für um fast 10 Jahre älter gehalten. Das dunkle Auge blickte frech und unstet; ein keck aufwärts gedrehter Schnurrbart, der die spöttischen Lippen beschattete, vermehrte noch den Eindruck eines leichtsinnigen, wohl auch liederlichen Burschen. Dazu kam eine breite Narbe, welche oberhalb der rechten Augenbraue einsetzend quer über die stark gerötete Nase und die linke Wange lief. Ein zu seiner Stellung als Küster weniger passendes Gesicht hätte der Mann nicht wohl haben können; so stellte man sich allenfalls einen Feldhüter, nicht aber einen Kirchendiener vor. Loser – so hieß er – war von Geburt ein Deutsch-Lothringer, hatte während des Krieges unter den Franktireurs gegen die Deutschen gekämpft und dabei, wie er selber erzählte, manchen „Preußen" aus sicherem Hinterhalte meuchlings niedergeschossen. Nach Schluß des Friedens hatte er für Frankreich optiert und als Lohn seiner Heldentaten eine Verdienstmünze mit dem Anrecht auf Zivilversorgung erhalten. Er hatte sich aber wenig zuverlässig gezeigt. Seine einzige Empfehlung war die Säbelnarbe, welche er von einem deutschen Husaren in einem Scharmützel erhalten haben wollte. In Wahrheit war es nur ein Denkzeichen an ein recht unrühmliches Studentenduell. Der Reihe nach in verschiedenen Posten untergebracht, mußte er überall wegen allerlei dienstlichen Unpünktlichkeiten wieder entlassen werden. So war er auf seinen Kreuz- und Querfahrten durch Frankreich auch in die Provence gekommen und hatte durch seine Zungenfertigkeit und den Hinweis auf seine „fürs Vaterland" empfangene Wunde den Bürgermeister von Ste-Victoire für sich gewonnen, gerade als dieser vor Jahresfrist einen neuen Küster suchte. Der Maire, ein aufgeklärter Mann, bot dem „tapferen Lothringer" die Stelle des Kirchendieners an, und Loser ließ sich herbei, dieselbe probeweise anzunehmen. „Ich habe zwar meiner Lebtag die Pfaffen nicht riechen könne", sagte der alte Franktireur dem Bürgermeister, „aber in der Not fängt der Teufel Fliegen." Und da sich inzwischen noch immer nichts Besseres dargeboten, war Loser, dank der Protektion des Bürgermeisters, bis heute Küster geblieben, soviel Anlaß zur Unzufriedenheit der Pfarrer auch mit ihm hatte.

Man kann sich also denken, daß Abbe Montmoulin nicht sehr erfreut war ob des plötzlichen Er-

scheinens gerade dieses Mannes, und der unheimliche Blick, den derselbe aus seinen liederlichen Augen auf das Geld richtete, erschreckte den Priester nahezu. Denn es fuhr ihm durch den Sinn, daß er sich in dem weitläufigen Klostergebäude mit diesem Menschen, an dessen Hand Blut klebte, wahrscheinlich mutterseelenallein befinde, und ob ein Schrei um Hilfe in den nächsten Häusern gehört würde, war immerhin zweifelhaft. Unwillkührlich sprang er auf, stellte sich zwischen das Geld und den Küster und setzte den Stuhl vor sich, um wenigstens ein Mittel der Verteidigung zu haben, und sagte nochmals: „Das Geld gehört nicht mir, es ist Sammelgeld des St. Joseph=Vereins und für den Bau des neuen Krankenhauses bestimmt. Madame Blanchard wird es morgen oder übermorgen holen."

Ein spöttisches Lächeln spielte um den Mund Losers, der den Gedanken des Geistlichen wohl erriet. „O", sagte er dann, „Ew. Hochwürden brauchen nicht zu erschrecken. Ich werde Sie nicht für einen dieser „Preußen" halten, denen ich das Lebenslicht ausblies – das war im Kriege und fürs Vaterland! Im Frieden bin ich der harmloseste Kerl der Welt und könnte keiner Katze den Garaus machen – auf Ehre! Und da dieses Geld den Armen und Kranken gehört, so wäre es gegen mein Gewissen, Sie auch nur um einen Sou davon zu bitten. Sie meinen wohl gar, es könnte mir einfallen, einen dieser schönen farbigen Bankscheine – es sind, so wahr ich Arthur Loser heiße, Hundertfrancsscheine! – zu eskamotieren oder mit Gewalt an mich zu nehmen? Pfui, Herr Pfarrer! Ich sollte Ihnen eigentlich ob dieses freventlichen Urteils im Ernste zürnen! Aber das kommt von Ihrer grundfalschen Meinung, daß nur die „Frommen" ehrliche Menschen seien. Gewiß, Herr Abbe, zu den „Frommen" gehöre ich freilich nicht und habe diese 20 oder 25 Jahre weder gebeichtet noch kommuniziert und werde es auch jetzt nicht tun, trotz der wunderschönen Predigt, die Ew. Hochwürden heute über das Beichten hielten – aber ein ehrlicher Kerl ist deshalb der Arthur Loser doch!" Bei diesen im Brusttone der Entrüstung gesprochenen Schlußworten legte der Küster theatralisch die Hand aufs Herz, und während er so von Tugend deklamierte, hatte sein findiger Geist schon in ziemlch klaren Zügen einen Plan entworfen, der mit seinen Worten schnurstracks im Widerspruche stand.

Der Geistliche dachte aber augenblicklich als Seelsorger nur daran, wie er den Mann zu seiner Christenpflicht zurück führen könne, und sagte: „Lieber Loser, es tut mir leid, wenn ich euch in Gedanken vielleicht je zu hart beurteile; aber sagt nur selber, wie kann man denn von einem Menschen Gutes denken, der so seine heiligsten Pflichten gegen Gott und seine unsterbliche Seele 20 bis 25 Jahre vernachlässigt? **Qui sibi nequam, cui bonus?**, d.h. wer gegen sich selber frevelt, wem soll der gut sein?"

„Ach, lieber Herr Abbe, ich meine, Sie haben heut genug gepredigt! Gott?! Ist es denn so ausgemacht, daß es einen Gott gibt? und daß er sich um uns kleine Menschlein bekümmert, wenn es einen gibt? Unsterbliche Seele! Die Meinung, daß es ein solches Ding in unserem Leibe gebe, ist heutzutage von der Wissenschaft längst aufgegeben. Aber, lieber Herr Abbe, ich bin nicht gekommen, um mit Ew. Hochwürden über solche Dinge zu streiten. Sie müssen ja natürlich einen Gott und ein unsterbliche Seele haben – Sie haben das notwendig für Ihr – Geschäft –"

„Loser, Ihr vergeßt Euch!" rief Abbe Montmoulin, mit Mühe den gerechten Unwillen über diese gottlosen Worte des frechen Menschen niederkämpfend. „Was wünscht Ihr eigentlich?"

„Ja so – ob des Anblicks des großen Kirchen= und Armenschatzes da habe ich mein Anliegen ganz vergessen", sagte Loser. „Ich wünschte Urlaub bis nächsten Samstag. Die Woche über können Sie mich ja wohl entbehren. Ich möchte nach Marseille, wo mir ein guter Freund Hoffnung auf eine für mich passendere Stellung macht, als es die Küsterei ist. Wo habe ich nur den Brief –" und dabei suchte er in seinen Taschen.

„O, ich brauche ihn gar nicht zu sehen, Loser", entgegnete der Pfarrer dem Küster, der seine Taschen durchsuchte. –Geht nach Marseille, und möget ihr dort finden, was Ihr sucht! Die Frühglocke will ich schon selber läuten; ich bin doch meist früher auf als Ihr. Die alte Susanne mag die Kirche öffnen und schließen; legt die Schlüssel auf den Küchentisch. Wann wollt Ihr fort?"

„Heute abend. Ich kann den Nachtzug von Aix leicht erreichen. Ich danke für die gütige Erlaubnis. Und nun möchte ich noch, da ich sehe, daß Ew. Hochwürden so gut bei Kasse sind, Sie um eine kleine Anleihe von – nun eine Bagatelle! – von 100 Francs bitten – eine einzige der vielen Banknoten dort."

„Ich habe Euch schon gesagt, daß das Geld nicht mir gehört. Aber selbst wenn es mein eigen wäre, würde es gegen meine Grundsätze sein, Euch Geld zu leihen –"

„Weil Ihr mich für einen Schuft haltet –"

„Weil es gegen meine Grundsätze ist, und damit basta. Wenn Euch mit einem Geschenke aus meiner mageren Börse gedient ist –", sagte der Pfarrer und reichte dem Küster, um den Menschen los zu werden, ein Fünffrancsstück.

„Ich nehme es als wohlverdienten Lohn", sagte Loser, das Geldstück in die Westentasche schiebend. „Als Almosen würde ich es mir verbitten; denn Arthur Loser ist kein Bettler. Ich werde übrigens bald aus meinen kleinen Geldverlegenheiten heraus sein. Ich erwarte eine Erbschaft: eine Tante in Lothringen – sehr reich! – ist gestorben, und so empfehle ich mich dem Herrn Abbe!" Er verbeugte sich steif, schoß noch einmal einen gierigen Blick nach dem Gelde auf dem Tische und verschwand durch die Türe.

„Gott sei Dank, daß der unheimliche Mensch fort ist", atmete Abbe Montmoulin auf. Ich bin eigentlich in der Seele froh, daß er heute abend noch verreist. Es wäre fast gewagt, mit ihm allein in diesem Kloster die Nacht zuzubringen, nachdem er einmal erfahren hat, daß ich so viel Geld in meinem Schreibpulte habe. Möge es mir der Himmel verzeihen, wenn es ein freventliches Urteil ist; aber ich traue nun einmal diesem Menschen nicht! Er wäre am Ende imstande, zum Scheine fortzugehen und in der Nacht heimlich zurückzukehren; – ich sollte doch lieber das Geld zum Bürgermeister tragen. Das wäre vielleicht zudem eine willkommene Gelegenheit, mit dem Herrn, der mir immer nur feindselig gegenübertrat, in ein freundschaftlicheres Verhältnis zu kommen."

Während Abbe Monmoulin diese Gedanken durch den Kopf gingen, legte er die Summe, sie rasch nochmals überzählend, in eines seiner großen, weiß und rot karierten Taschentücher und barg dieselbe einstweilen in seinem Schreibpulte. Als er just den Schlüssel abziehen wollte, hörte er eine fröhliche Knabenstimme, und ein Blick durch das offene Fenster belehrte ihn, daß seine gute, alte Mutter mit den beiden Kindern seiner Schwester eben den Hof durchschritt.

„Mutter, Mutter! seid Ihr es in der Tat?" rief er, und helle Freude leuchtete aus seinem Auge.

„Wie du siehst, Francois, und ich hoffe, dich gesund und glücklich zu finden", schallte es herauf; auch die Kinder riefen ihre Grüße. Aber schon eilte der Priester, die Türe seines Zimmers hinter sich offen lassend, durch den langen, dunklen Korridor der Treppe zu, die auf den Kreuzgang mündete, und traf den lieben Besuch gerade unter dem Schwibbogen vor der ehemaligen Klausurtüre. Da umarmte und küßte er die Mutter voll kindlicher Liebe; dann zog er sie aus dem dunklen Durchgang in das helle Licht des offenen Kreuzganges und schaute ihr in das freundliche Gesicht; denn er hatte sie mehrere Monate nicht gesehen und nur durch seine Schwester vernommen, daß sie den Winter über vielfach unwohl gewesen sei.

„Gelt, der Winter hat mich nicht jünger gemacht?" lächelte die Mutter. „Siehst du die abscheulichen Falten? Und die Haare sind fast ganz weiß geworden – Kirchhofblümchen nennt man die weißen Haare."

„Nun, sie stehen dir sehr gut, Mutter, und die Furchen wollen wir wieder glätten und dafür sorgen, daß die Wangen etwas voller werden und nochmals hübsche Röschen tragen," sagte Abbe Montmoulin. „Ich habe gute Nachricht für dich! Laß mir noch ein paar Wochen Zeit, und dein Zimmer soll herrlich eingerichtet sein. Ich bin jetzt nicht übel bei Kasse. Aber nun hinauf! Wir müssen sofort einen Staatskaffee brauen – du, Charles, lauf rasch zum Bäcker, das dritte Haus links in der Dorfgasse, und bringe Weißbrot und ein Dutzend Brezeln! Hier hast du Geld! Und du Julie, mußt unterdessen der Großmama den Kaffee machen helfen."

„O, ich kann allein Kaffee kochen, und er soll ausgezeichnet werden", sagte das Mädchen. „Wenn die alte Susanne nur Kaffe genug gemahlen in der Büchse hat!" Der Knabe aber stürmte mit einem fröhlichen „Hurra, Brezeln!" dem nahen Dorfe zu, während Julie, die schon einmal auf Besuch in Ste-Victoire gewesen war und sich in dem alten Kloster recht gut auskannte, munter die Treppe hinaufhüpfte. Kaum achtete sie des Wortes der Großmutter: „Binde dir eine Schürze um und schütze dein Sonntagskleidchen!" Nach dem Befinden der guten Schwester sich erkundigend, geleitete der Priester dann die geliebte Mutter nach seinem Zimmer.

Inzwischen hatte Loser in der Nähe des Zimmers spioniert, wozu ihm die vielen dunkeln Winkel im Korridor die beste Gelegenheit boten. Das alte Kloster bildete ein nach der Rückseite, dem Berge zu, offenes Hufeisen, dessen beide Seiten, links die Kirche und rechts ein ihr entsprechender Flügel, durch einen breitgestreckten Frontbau verbunden wurden. Die zweistöckige Vorderseite kehrte sich dem Dorfe und dem Tale zu. Der Pfarrer bewohnte das geräumige Zimmer auf der rechten Ecke

des Frontbaues, wo die Korridore sich kreuzten, welche zur Kirche und zum Seitenflügel führten. Wahrscheinlich war es früher die Wohnung der Äbtissin gewesen, die so rechts und links von sich, im Flügel der hl. Maria, wie der Mittelbau hieß, und im Flügel der hl. Magdalena, die beiden Korridore entlang die Doppelreihe der Zellentüren überblicken konnte. Ein kleines Schlafzimmer, das man nur vom Wohnzimmer, aus betreten konnte, stieß an letzteres; es war die einzige Zelle, in welche man nicht unmittelbar vom Korridor aus gelangte. Auf der andern Seite des Eckzimmers stieß keine Zelle an das Zimmer des Pfarrers, weil dort ein kleiner Durchgang gelassen war, um von einem Fenster etwas Licht in den Korridor zu bringen, indem die Fensterchen über den einzelnen Zellentüren namentlich den langen Gang des Mittelbaues nur ungenügend erhellten. Dem Zimmer des Pfarrers gegenüber befand sich, den Innenwinkel der beiden Flügel bildend, ein kleiner, dunkler Raum mit nur einem halben Fenster, aber mit je einer Türe in den Marien- und in den Magdalenenflügel. In diesem dunklen Raum, der wahrscheinlich vordem als Küche des Krankenzimmers diente, stand ein Herd, welcher für die Küche des Pfarrers vollkommen ausreichte; die große, alte Klosterküche befand sich in einer gewölbten Halle des Erdgeschosses.

In die kleine Küche des Pfarrers war Loser nach seinem Besuche bei Abbe Montmoulin getreten. Der dunkle Raum mit den beiden Türen und dem Fenster im inneren Mauerwinkel der beiden Flügel schien ihm gut zu gefallen. Er sah sich alles genau an, und als er den Schlüsselbund auf den Küchentisch niederlegte, wie ihm der Pfarrer gesagt hatte, zog er die Schublade heraus und untersuchte ihren Inhalt. Ein langes, sehr scharf geschliffenes Vorschneidemesser mit den Buchstaben F. M. auf einem kleinen, silbernen Schilde am schwarzen Griff fiel ihm in die Augen. Er versuchte mit dem Finger die Spitze und die Schneide und murmelte: „Scharf, haarscharf"; auch faßte er es wie einen Dolch in die Hand und machte damit einen Luftstoß. Dann legte er es sachte an seine Stelle und schloß die Schublade. „Wir werden es nicht nötig haben", sagte er, „obwohl es vielleicht das einfachste wäre. Aber ich bin nun einmal nicht für blutige Arbeit."

Da hörte er Abbe Montmoulin laut Grüße durch das Fenster rufen und gleich darauf den Korridor entlang nach der Treppe stürzen. In der sicheren Annahme, die Begrüßung werde einige Zeit in Anspruch nehmen, wagte er sich in das offene Zimmer des Pfarrers. „Verwünscht", sagte er, „er hat schon alles weggeräumt. Aber da, da steckt ja der Schlüssel im Schreibpult – sehen wir doch einmal zu! Richtig, da liegt der ganze Schatz säuberlich in ein Tuch gewickelt und zum Forttragen ganz handlich eingepackt! Soll ich?" Schon hatte er das Tuch ergriffen. Aber die Klugheit siegte einmal über die Leidenschaft. „Er würde es heute abend noch merken, und ich könnte den Gendarmen nicht entrinnen; sei kein Narr, Arthur Loser, der Schatz entgeht dir nicht. Aber die Sache muß besser vorbereitet sein." Damit zog er ungern die Hand von dem Tuche zurück und schloß das Schreibpult. „Den Schlüssel aber wollen wir doch mitnehmen; der kann uns die Sache wesentlich erleichtern; wenn er ihn vermißt, wird er denken, er habe ihn in der Eile verlegt oder verloren."

Kaum hatte Loser den Schlüssel in die Westentasche geschoben und noch einen spähenden Blick in die Schlafkammer des Pfarrers geworfen, so huschte er wieder über den Korridor in die dunkle Küche, und keinen Augenblick zu früh! Denn schon hörte er die kleine Julie singend die Trepe heraufkommen. Eilig entwich er durch die Türe in den Magdalenenflügel und gewann eine enge Wendeltreppe, die am Ende des Korridors in den unteren Stock führte. Dann zog er sich eine Weile in seine Wohnung zurück, die alte Pförtnerstube hart am Klostertore, und schloß sich daselbst ein, um seinen Plan in aller Ruhe zu überlegen. Eine Stunde später sah man ihn reisefertig mit Hut und Stock, eine kleine Tasche um die Schulter, seine Stube verlassen. Die Türe derselben sperrte er ab und nahm den schweren, altmodischen Schlüssel mit sich.

Zunächst wandte er seine Schritte der „Goldenen Rose" zu, einem Wirtshause im Dorf, das um diese Zeit des Sonntags gewöhnlich gut besucht war. Auch heute wimmelte es in der Schenkstube von Gästen, und Papa Carillon ging mit dem schwarzen Sammetmützchen auf seiner Glatzt und der sauberen weißen Schürze geschäftig zwischen den Leuten hin und her, die fleißig rauchten, laut politisierten und dazu ihren Absinth oder auch ein Gläschen Wein tranken.

„Sieh da, unser Küster! Hat Sie unser Herr Pastor mit seiner Beichtpredigt von heute noch nicht bekehrt? Aber was sehe ich? Mit Hut und Stock und Taschen? Wo soll's denn heute noch hin?" rief der Wirt dem Eintretenden zu.

„Nach Marseille mit dem Nachtzug", antwortete

Loser so laut, daß alle ihn hören mußten. „Habe eine kleine Erbschaft gemacht da droben in Lothringen, wo mir eine alte Tante gestorben ist – sehr reich! Nun, die Hauptsache haben natürlich die Pfaffen an sich gebracht; denn die gute, einfältige Seele gehörte zu den Frommen. Aber so eine Kleinigkeit von 40–50,000 Francs sind doch noch für den gottlosen Neffen abgefallen. Da wollen jetzt diese Teufel von Preußen, welche den Arthur Loser natürlich noch in lebhaftem Andenken haben, dem Franktireur, der ihnen bei Bar le Duc eine Feldpost mit so und so viel Tausenden weggeschnappt hat und die Brücke von Fontenay vor der Nase in die Luft sprengte, das Geld nicht ausliefern! Ich muß deshalb mit einem Rechtsanwalt reden, und es kann wohl bis nächsten Sonntag dauern, daß ich wieder zurückkomme."

Diese Nachricht fiel selbstverständlich wie eine Bombe in die Wirtshausgesellschaft. Man beglückwünschte Loser zu der Erbschaft; man schrie, er solle sich sofort an den Präfekten von Marseille, an den Präsidenten der Republick, an das Parlament wenden. Man müsse den Preußen den Krieg erklären, wenn sie das Geld binnen 24 Stunden nicht bis auf den letzten Heller ausbezahlten. Loser begann zu fürchten, daß er den Schuß überladen habe, und beschwor die guten Leute, sie möchten in seinem Interesse bis auf weitere Kunde ruhig sein; die Berliner würden schon beigeben, sobald sie von einem französischen Rechtsanwalt eine bündige Zuschrift erhalten hätten. Dann zog er den Schlüssel seiner Wohnung samt dem Torschlüssel des Klosters hervor und übergab sie dem Wirte mit der Bitte, dieselben bis zu seiner Rückkehr zu verwahren. Damit wollte sich der Bursche empfehlen. Aber Herr Carillon ließ ihn so nicht gehen.

„Zeit genug für den Nachtzug nach Marseille", rief er. „Herr Loser, Sie müssen mir erst die Ehre erweisen, auf Ihr Wohl und auf die glückliche Abwicklung der Erbschaftsangelegenheit ein Glas Wein mit mir und meinen lieben Gästen zu trinken. Ich habe Sie immer für einen Patrioten gehalten, Herr Loser, für einen Helden, dem die glorreiche Narbe im Gesichte eine ruhmreichere Zier ist, als dem Präfekten des Departments, der niemals einem Feinde entgegentrat, der Großkordon der Ehrenlegion! Ich habe Sie immer für einen Ehrenmann gehalten, Herr Loser, den das blinde Schicksal nicht nach seinem Verdienste behandelt hat, für einen aufgeklärten Mann, Herr Loser, den es gezwungen hat, äußerlich dem Klerikalismus, dem Fanatismus zu dienen, während sein erleuchteter Geist über die Finsternis des Aberglaubens triumphierte. Herr Loser, das blinde Schicksal hat endlich Ihren Wert erkannt. Sie werden als wohlhabender, als reicher Mann unser bescheidenes Dorf wahrscheinlich nicht mehr mit Ihrer Gegenwart beglücken; Sie werden anderswo eine Lebensstellung erhalten, eine Laufbahn, die Ihrem Genie gestattet, sich naturgemäß zum Wohle Ihrer Mitbürger, zum Heile des Vaterlandes zu entfalten – vergessen Sie in Ihrem Glücke, oder um mich besser auszudrücken, auf den Sonnenhöhen Ihres Lebens Ihre alten Freunde von Ste-Victoire nicht. Herr Loser, gestatten Sie, daß ich dieses Glas auf ihr Wohl trinke!"

Niemals hatte man früher in „Herrn Loser" ein anderes Genie entdeckt als das eines liederlichen und gottlosen Lästerers; jetzt aber stimmten alle lärmend in das Hoch ein und gratulierten dem Küster zu seinem Glücke und seiner künftigen Größe sowie Herrn Carillon zu seiner prachtvollen Rede. Der Wirt war auch nicht wenig mit seiner rhetorischen Leistung zufrieden und schüttelte allen Gästen die Hand. Dann nahm er an der Spitze des Tisches neben Loser Platz, und die Dämmerung brach herein, ehe der Küster die „Goldene Rose" verließ und, von einigen Burschen bis Quatre Bas begleitet, den nächsten Weg nach Aix einschlug.

Drittes Kapitel.

Frohe Pläne und trübe Ahnungen.

Abbe Montmoulin hatte seine alte Mutter zum großen Lehnstuhl geführt und sich von ihr über sein Befinden und seine jetzigen Verhältnisse gründlich ausfragen lassen. Das Ergebnis war im ganzen zufriedenstellend. Der Sohn sah zwar etwas blaß und mager, aber doch nicht krank aus. Er müsse sich mehr schonen, hatte ihm die gute Frau vorgepredigt, müsse sich vielmehr schonen, dürfe nicht in die Nacht hinein studieren und solle ja nicht fasten. Der Abbe lächelte zu diesen mütterlichen Ermahnungen und beruhigte sie mit der Versicherung, daß er sich ganz gesund und kräftig fühle. Übrigens kannst du ja in Zukunft selber mein Leben überwachen", fügte er bei. „Sobald du etwas ausgeruht bist und wir eine Tasse Kaffee getrunken haben, wollen wir zusammen die Zellen auswählen, welche ich dir zur Wohnung einrichten werde."

(Fortsetzung folgt)

...DENT BURSE

Bisher eingenommen: $2,259.00
Mrs. Anna M. Fischer, Cosine Sask. 2.00
Clem Simmerman, St. Gregor, Sask. 3.00
M. Fahlman, Regina, Sask. 5.00
Mrs. John Krenn, Humboldt, Sask. 1.00

Frank Duchscherer, Prelate, Sask. 3.00
Mrs. Martin Fichter, Estevan, Sask. 10.00
Gabriel Gottselig, Chamberlain, Sask. 2.00
Joseph Fissel, Pelly, Sask. 1.00
Miss A. Altmayer, Winnipeg, Man. 10.00
Mrs. Theresia Leibel, Unity, Sask. 2.00
Mrs. Christ. Wirochowsky, Leipzig, Sk. 3.00
Mrs. P. G. Stettler, Youngstown, Alta. 2.00
Mrs. Marg. Ludwig, Kelowna, B. C. 1.00
Ein Freund, Pitt Meadows, B. C. 2.00
Mrs. S. Klotz, Regina, Sask. 3.00
Frank Roesch, Saskatoon, Sask. 5.00
George Jaegli, Chackelton, Sask. 2.00
A. Kohlman Sr., Cactus Lake, Sask. 3.00
Mrs. A. Mastel, Regina, Sask. 3.00
Ein Leser, Vancouver, B. C. 10.00

$2,332.00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.